

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Bürgerlicher Tod




ngiyaw eBooks

Textvorlage: „Bürgerlicher Tod“ von Prinz Emil von
Schoenaich-Carolath, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger –
Walter de Gruyter und Co., Berlin und Leipzig, 2. Auflage, 1919

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für  eBooks.
Földvári u. 18, H – 5093 Vezeny (ebooks@ngiyaw-ebooks.com).

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Bürgerlicher Tod

Durch die deutsche Großstadt schob sich träge ein breiter Stromarm, zahlreiche Brücken überspannten ihn. Aus seinem schwarzen, fast regungslosen Spiegel stieg das Mauerwerk großer Warenspeicher, feuchter, finster aussehender Wohnhäuser in die Höhe. In den Straßen donnerten Lastgefährte, rollten und läuteten Pferdebahnen, schob sich in einförmigem Hasten freudlos und klanglos die eilende, schaffende Menge. Soldaten, auf Wachenablösung oder Dienstgängen begriffen, zogen vorüber, an den Kreuzungspunkten der Straßen hielten Schutzleute zu Fuß und zu Pferde. Über den Dächern, auf dem Pflaster lag glatte, dunstige Nässe, hervorgerufen durch das Gemisch von Kohlenrauch und feinem, herbstlichem Sprühregen.

Am Straßendamme, wo das Ausbiegen im Strome der Vorübereilenden am leichtesten zu ermöglichen war, schritt ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er war sauber, jedoch sehr dürftig gekleidet, sein hageres Alltagsgesicht trug einen leidenden Zug, auch rückte er zuweilen die Schultern zusammen, als schüttle ihn der Frost unter seinem dünnen, vom Regen zerweichten Rocke. Zuweilen blieb er vor

einem Laden stehen, stützte sich an die Mauervorsprünge und schien die ausgestellten Waren zu mustern. Dann ging er unsichern Schrittes weiter, zuerst in sehr gerader Linie, allmählich jedoch, wie willenlos, schwache, kaum merkbare Kurven beschreibend. Keiner der Vorübergehenden achtete dessen, nur ein Bäckerbube, der seinen leeren Korb als Schirm über den Kopf gestülpt trug, blieb stehen, aus hellen, spöttischen Augen prüfend blickend. Dann aber, gleichsam als habe er einen aufsteigenden Verdacht für unbegründet befunden, drehte er sich gleichmütig um und nahm die für einen Augenblick unterbrochene Pfeifarie von neuem auf.

Der Mann hatte noch einige Schritte vorwärts getan, dann blieb er stehen in der Haltung, die Leute einnehmen, welche sich auf einem schwankenden Schiffe befinden. Mit äußerster Anstrengung erreichte er einen Torweg, trat ein und ließ sich schwer auf die dunkle Haustreppe nieder, den Kopf auf die Brust, zwischen die hoch emporgezogenen Knie fallen lassend.

Die Tür der ersten Etage schloß sich, und die Schritte eines Herabkommenden wurden hörbar. Es war ein Mensch in buntem, recht wenig geschmackvollem Leibrocke, der mehrere Bücher, sowie einen großen baumwollenen Regenschirm trug; er hatte ein breites, gutmütiges Bedientengesicht. Als er den Sitzenden gewahrte, klopfte er ihm derb auf die Schulter und hob ihm alsdann den zu Boden gerollten Hut auf. „Sie, guter Freund, hier ist kein Ort zum

Ausschlafen. Gehen Sie heim zu Muttern, denn sieht Sie der Vizewirt, so holt er den Schutzmann. Merkwürdig,“ fuhr er fort, als der so Angeredete mühsam den Kopf hob und sich dann wankend aufrichtete, „zu viel scheint der nicht im Leibe zu haben, eher zu wenig. Hören Sie einmal, naß sind Sie ja auch gehörig“, begann er wieder, indem er die Hand abschwankte, welche mit dem feuchten Rocke des Mannes in Berührung gewesen. „Wissen Sie was,“ fügte er hinzu, „Sie kommen mir bekannt vor ... bei dem argen Wetter tut eine Tasse Kaffee wohl, und eine solche gibt's in der Halle dort drüben. Sind Sie nicht aus Sachsen, wie ich? Nein? Nun, das schadet nichts, der Wirt ist ein Landsmann von mir, und wenn Sie nichts zu versäumen haben, können wir ein Viertelstündchen verplaudern.“

Der Mann hatte, nach seinem Hute greifend, sich entfernen wollen, doch als er das Wort Kaffee hörte, vermochte er nicht der Versuchung zu widerstehen und folgte seinem Beschützer, etwas Unverständliches murmelnd. Bald saß er an dem reinlichen Tische der Halle, von den übrigen Gästen, welche ebenfalls zur Genossenschaft der Bedürftigen zählten, unbeobachtet, während unter dem Einflusse des heißen Getränkes Frost und Erschöpfung langsam von ihm wichen. Nach Verlauf einer Viertelstunde bezahlte der gutmütige Sachse die Zeche und nahm aufs neue den Stoß Bücher auf, welchen er, des unglaublich schmutzigen Zustandes der Einbände wegen, beim Niedersetzen sorgsam der entlegensten Tischecke zugeschoben hatte. „Sehen

Sie,“ erklärte er gleichsam entschuldigend, „das sind Romane, die ich für unsere Gnädige aus der Leihbibliothek hole. Das Zeug ist so schmierig, daß unsereiner es kaum anfassen mag, und dennoch liest die Gnädige tagsüber darin und sogar nachts im Bette. Na, bei den feinen Leuten geht’s überhaupt wunderbar her, das muß ich sagen. Doch nun bleiben Sie noch hübsch sitzen und wärmen Sie sich tüchtig durch. Über acht Tage habe ich meinen freien Sonntagnachmittag, da spreche ich mal bei Ihnen vor, und wir plaudern weiter miteinander. Habe mich sehr gefreut, Herr ... Witthoff sagten Sie? Ja, ja, ganz recht, Herr Schreiber Witthoff, Topfmarktecke, Hinterhaus, vierte Etage links. Na, Gott befohlen und Kompliment an die Frau Schreiber und an die lieben Kinder.“

Witthoff war eine arme Asphaltpflanze, ein echtes Vorstadtkind; sein Vater, in einer Fabrik beschäftigt, starb frühzeitig. Der Fabrikherr hatte sich des Hinterlassenen angenommen, doch benachbarte, wohlhabende Konkurrenten trieben die kleine Tapetendruckerei bald zum Konkurse. Witthoff, obwohl schwächlich und schlecht genährt, wurde zum Militärdienste für tauglich befunden und einem Infanterieregimente der Provinz überwiesen. Er kam zu einer Kompagnie, deren innere Verhältnisse noch kein neuer, einsichtsvollerer Geist gebessert hatte. Sein Hauptmann gehörte einem Typus an, der in der Armee leider noch weit verbreitet ist; bei stattlicher äußerer Erscheinung und stets strammem, dienstlichem Auftreten sehr beschränkt,

den Vorgesetzten dienerisch und mit großem Eifer aufwartend, kehrte er seinen Untergebenen gegenüber die volle Rücksichtslosigkeit und Grobheit kleiner Machthaber hervor. Bei seinen Kameraden unbeliebt, von den Oberen wenn nicht geschätzt, so doch geduldet, kannte er außer seinen Vorgesetzten nur noch einen Gott, den Drill. Daß seine Leute nicht allein der Vollkommenheit im Griffemachen und Knöpfeputzen, sondern außerdem noch sittlicher Pflege, Schulung des Charakters, Hebung des Ehrgefühls bedurften, fiel ihm nicht ein. Das seiner Obhut befohlene Menschenmaterial leistete im Parademarsch das denkbar Trefflichste. Der Oberleutnant war ein gedankenschwerer Kriegsakademiker, der beständig über die Unausfüllbarkeit der Kluft, durch welche sein tiefes Wissen ihn von seinen Untergebenen trennte, nachzugrübeln schien. Als Leutnant besaß die Kompagnie einen fröhlichen, jungen Herrn, welcher, aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen, noch der harmlosen Periode angehörte, die Genügen findet im Betrachten und Bewundern der eigenen epaulettengeschmückten Persönlichkeit, ferner einen aus Beamtenkreisen stammenden kaltherzigen jungen Streber. Die Unteroffiziere waren, nach höheren Mustern geartet, Tyrannen im kleinen; von ihren Vorgesetzten schlecht behandelt, hatten sie Ehrgefühl und Standesbewußtsein verloren. Innerhalb ihrer Korporalschaften grob und hämisch, erwiesen sie sich außerhalb der Kasernenmauern zu Exzessen geneigt und von anröchigem Charakter. Was

die Gemeinen in Reihe und Glied anbetraf, so schwebte der Mehrzahl unter ihnen nicht einmal der Gedanke vor, daß die Militärzeit etwas anderes sein könne und dürfe, als eine schlimme Zeit, die man durchhalten müsse mit zusammengebissenen Zähnen, so gut, als es eben ginge. Nur ein geringer, von den Vorgesetzten instinktmäßig beargwohnter Teil verstieg sich bis zu den naheliegenden Fragen: Warum behandelt man uns grob und verächtlich, während man verlangt, daß wir dem Vaterlande willig und mit Freuden dienen sollen? Warum gewöhnt man uns nicht an durchgreifende Reinlichkeit des Leibes, anstatt den maßgebendsten Ausdruck der gesuchten Reinlichkeit in unsere blankgeputzten Knöpfe zu verlegen? Warum verschreibt man uns mit Haut und Haar untergeordneten, oft brutalen Lehrmeistern, denen wir hinter dem Rücken der Offiziere ohne Gnade ausgeliefert sind? Warum nur immer Drill und Zucht, warum nicht ein wenig warme, menschliche Anteilnahme seitens unserer Vorgesetzten? Weshalb, da doch die Instruktion in hochtrabenden Worten unseren Beruf preist, unsere Unentbehrlichkeit für das Vaterland hervorhebt, darf man es wagen, Ehrgefühl und Berufsfreudigkeit in uns lahmzulegen? Warum zielt alles auf Ausnützung und Äußerlichkeit, warum so gar nichts auf wohlwollende Pflege des inneren Menschen? Unter dem Drucke alter Tradition, welche haben will, daß der Soldat aufhören solle, sich als selbsttätig denkender Mensch zu fühlen, kamen jene einfachen Gedanken bei den meisten Kameraden

Witthoffs nicht zur Erwägung. Der Drill wurde mit großem Aufwande von Nachexerzieren und mannigfachen, auf den Stuben der Mannschaft sich abspielenden Strafen betrieben; die schwache Konstitution Witthoffs war den Anstrengungen der Rekrutenzeit nicht gewachsen. Als er, an schwerer Rippenfellentzündung erkrankt, im Lazarett lag, eröffnete sein Feldwebel ihm tröstend, daß ein Jammermensch wie er kaum eine Groschenmarke und ein Stück Papier wert sei; so viel koste es nämlich der Kompagnie, um einen andern Kerl zu bekommen. Damit wurde Witthoff als Halbinvalide entlassen.

Nachdem ihn die Kaserne freigegeben, blickte er auf seine Soldatenzeit wie auf einen kurzen, bösen Traum zurück. Er stand jetzt mitten im Leben, unsicher, an sich selber irre geworden, mit gelähmtem Ehrgefühl. Monate lang fuhr er zusammen, wenn er von weitem die Uniform eines Vorgesetzten leuchten sah; es dauerte lange, bis er in neuen bürgerlichen Verhältnissen ein wenig Selbstbewußtsein und Selbstachtung wiedergewonnen hatte. Er fand Beschäftigung in einer Fabrik und vermochte als nüchterner, williger Arbeiter einiges Geld zurückzulegen. Bei seiner Hauswirtin lernte er ein Mädchen kennen, welches Waise war und in einem Konfektionsgeschäft arbeitete, dessen Inhaber, ein Israelit, sein Personal schlecht bezahlte und bis zum äußersten ausnützte. Unter den Mädchen, welche die Not zwang, für siebenzig Pfennig täglich ein hartes und langes Tagwerk zu verrichten, zeichnete sich die Waise

durch bescheidenes Wesen und ein frisches Gesicht aus. Dies hatte zur Folge, daß der Inhaber des Geschäftes ihr seine Gönnerschaft in weitestem Maße antrug. Als diese mit Erschrecken zurückgewiesen wurde, warf er das junge Mädchen aus dem Hause. Sie schluckte den Schmerz über die erlittene Kränkung nieder, blieb fortan in ihrer Kammer und begann mit einer auf Abzahlung erworbenen Nähmaschine den Kampf um die zum Lebensunterhalte nötigen Pfennige. Witthoff, der den gleichen Hausgang bewohnte, hörte oft schon bei Tagesgrauen die Maschine seiner Nachbarin schnurren; zu dem Mitgefühl für das stille, verkümmerte Mädchen, welches in noch höherem Maße als er selber unter dem Zwange aufreibender Arbeit litt, gesellte sich unmerklich eine noch herzlichere Anteilnahme. Über dem Alltagsverkehr dieser beiden Freudlosen erwuchs, ihnen selbst zunächst unbewußt, eine Liebeswelt voll inniger, reiner Empfindungen. Wie die großmütige Erdensonne es tut, scheint auch die Sonne der zarten, keuschen Liebe in finstere Höhe und auf dürftige Menschen, freilich strahlt sie ihnen in der Regel leider nur kurze Zeit. In diesem Falle benahmen hohe Brandmauern und Nahrungssorgen den Glanz nicht so bald; nach mehrjähriger Ehe bestand er noch so verheißend, vergoldend, versöhnend wie am Hochzeitstage. Fünf Kinder waren inzwischen erschienen und vermehrten die Sorge, festigten aber auch den inneren Halt des kleinen Hausstandes. Über zehn Jahre währte in ungetrübtem Einerlei das stille, der Arbeit gewidmete

Leben; da begann es mit dem kargen Verdienste bergab zu gehen. Die zunehmende Kränklichkeit Witthoffs, entstanden aus den nie ganz überwundenen Strapazen seiner Militärdienstzeit, trug Schuld daran, und wenn Krankheit das Heimwesen armer, hart arbeitender Menschen überzieht, so machen diese es wie die Grashalme, über welche die Straßenwalze geht, sie richten sich nicht wieder auf.

Witthoff versuchte eine weniger anstrengende Beschäftigung zu finden, es gelang ihm nicht auf die Dauer. Die inbrünstige, auch in guten Tagen nie vergessene Bitte um das tägliche Brot begann schmerzlich oft unerfüllt zu bleiben. Da leuchtete noch einmal ein heller Glücksstern; die Frau erbt von einer entfernten Verwandten fünfhundert Mark. Nach reiflicher, angstvoller Erwägung errichtete Witthoff einen kleinen Zigarrenladen, dessen Existenz auf die zu gewinnende Kundschaft der Arbeiter einer benachbarten großen Fabrik gegründet war. Die Kundschaft stellte sich auch ein, mit ihr erschienen jedoch sehr bald die Abgesandten eines sozialdemokratischen Vereins, welche verlangten, daß Witthoff diesem beitreten solle. Als Witthoff sich weigerte, erklärten sie sein kleines Geschäft in Verruf und richteten es dadurch in kurzer Frist zugrunde. Von diesem Schlage vermochte sich Witthoff nie mehr zu erholen, er dankte Gott, als es ihm gelang, Schreiberdienste bei einem Rechtsanwalt zu finden. Er verdiente in harter, zwölfstündiger Arbeit sechzig Pfennig, seine Frau wusch und nähte für fremde Leute so treulich, als sie es vermochte. Dies

ergab gerade genug, um die Familie vor dem Verhungern zu schützen, und dennoch waren die Armen glücklich im Bewußtsein, noch miteinander leben, füreinander arbeiten zu dürfen. Ihre größte Sorge bestand in der Furcht vor einer vielleicht nicht mehr fernen Trennung, denn Witthoffs Erscheinung sagte deutlich, daß Nahrungsmangel und Sorgen die fadenscheinige Gesundheit aufrieben. Er empfand auch, daß sie alle trotz Sträubens und Stemmens dem Rande des Abgrundes, dem Untergange unaufhaltsam näher kamen.

Er hatte zum ersten Male die Miete schuldig bleiben müssen und drückte sich nun jedesmal gesenkten Hauptes und verstohlen wie ein Verbrecher an der Wohnung des Vizewirts vorbei, deren Fenster den Treppenaufgang des Hauses beherrschten. Heute, als er sich anschickte, die Stufen zu erklimmen, schrie ihn die Hausfrau, welche oftmals der Flasche zusprach, roh und giftig an. Es sei schon genug, daß einer, dessen Kinder nichts könnten, als das schmutzige Schuhwerk den Tag hindurch über die Treppen zu schleifen, seinen Zins nicht pünktlich zahle. Daß aber so einer die Schutzleute in ein reputierliches Haus zöge, mache denn doch das Maß voll. Sie habe ein solches Ende übrigens längst prophezeit, und es werde nunmehr der Hausherr hoffentlich das Weitere veranlassen. Damit warf sie scheltend ihr Fenster zu.

Witthoff, der von dem Zornesausbruche nicht viel begriffen hatte, rieb sich mit einem herzerreißenden Lächeln

die Stirn, hinter der es vor Schwäche noch immer summt und brauste. Die Frau hatte von Schutzleuten geredet, — was konnte das wohl bedeuten? Grübelnd stieg er die steile Treppe empor; im vierten Stockwerk fand er sämtliche Mitbewohner in Aufregung. Laut weinend kam ihm seine Frau entgegen; in der Tür der Küche, hinter deren ärmliche Gerätschaften die Kinder sich verborgen hatten, stand mit allen Merkmalen der Ungeduld ein Schutzmann. Als er den Ankommenden gewahrte, fragte er barsch nach dem Verbleiben Roberts, des ältesten Sohnes. Der Junge habe Tauben gestohlen und solle sofort zur Polizeiwache folgen.

Witthoff starrte den Beamten derart entsetzt und ratlos an, daß jener unwillkürlich seine Worte milderte. Aus des Beamten Erklärungen, sowie aus den abgerissenen Sätzen, welche die Frau, das Gesicht mit der Schürze verdeckend, in bitterer Scham hervorweinte, ergab sich, daß der Junge aus einer Bodenluke Futter gestreut und zwei Tauben, welche einem gegenüber wohnenden Kaufmanne gehörten, weggefangen habe. Der Kaufmann habe die Tat bemerkt und sogleich die Polizei benachrichtigt. Ein Schutzmann machte sich auf, um den Jungen zur Wache zu führen, allein dieser mußte sich entdeckt gesehen haben und war verschwunden. „Er hat sich offenbar versteckt,“ meinte der Schutzmann, „und mein Rat ist,“ fügte er, zu Witthoff gewandt, hinzu, „daß Sie den Jungen hervorholen und ihn veranlassen, gutwillig mitzugehen. Ich müßte sonst, so leid es mir tut, Haussuchung vornehmen.“

Witthoff wehrte sein weinendes Weib von sich ab und erklimmte die schmale Bodentreppe. Als er sich allein wußte, stöhnte er laut, seine Lippen waren weiß und seine Hände zitterten. Ganz oben in einem Winkel, welchen das abfallende Dach mit der Mauer bildete, befand sich ein Lattenverschlag, angefüllt mit alten Kisten und zertrümmertem Hausgerät. Dahinein rief Witthoff mit gepreßter Stimme den Namen seines Sohnes. Er tat es vergeblich und wiederholte den Ruf; es lag so viel Besorgnis, Schmerz und Liebe in seiner Stimme, daß ihm, wenngleich zögernd, ein schwacher, schluchzender Laut antwortete. Hinter einem wurmstichigen Möbelstücke glitt lautlos, staubbedeckt der älteste Junge hervor und blieb furchtsam stehen; als er aber das schmerzbewegte, kummervolle Gesicht des Vaters sah, flog er auf ihn zu und warf sich an dessen Brust. „Vater,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor, „ehe mich der Schutzmann mitschleppt, springe ich durch die Bodenluke aufs Pflaster. Ach, mein lieber, guter Vater, verzeihe mir und sage auch der Mutter, sie solle nicht böse sein. Ich wußte nicht, daß die Tauben jemand hörten, und da habe ich mir gedacht, du fängst ein paar davon für die Mutter, damit sie uns Suppe kochen kann ... Es tut mir ja so weh, daß die kleinen Geschwister Hunger leiden und ich ihnen nicht zu helfen vermag.“

Witthoff hatte sich auf eine umgestürzte Kiste fallen lassen und umschlang wortlos, tränenlos den hageren Leib des Knaben. Der Vorwurf, daß die Geschwister des Kindes

dem Hunger preisgegeben seien, schnitt ihm tief in die Seele; doch fühlte er sich, nachdem er das Bekenntnis seines Sohnes vernommen, wunderbar beruhigt und getröstet. Der Junge hatte nicht aus Eigennutz, nicht aus niedrigen Gründen gestohlen, nun war alles gut. Diese Last, vom Vaterherzen gewälzt, hatte für den Augenblick alles übrige Elend mit sich fortgenommen. Liebreich sprach er dem weinenden Knaben zu, und die beiden waren derart miteinander beschäftigt, daß sie nicht gewahrten, wie die Bodentür sich geöffnet hatte. Der Schutzmann erschien, um seines Amtes zu walten; ihm war ein junger, ernstblickender Mann gefolgt, dessen Augen sich mühten, das Halbdunkel des Bodenraumes zu durchdringen. Sein schlanker Körper bewegte sich in einem altväterisch zugeschnittenen schwarzen Rocke, sein ernstes Gesicht trug tiefe, sinnende Augen und einen forschenden, obwohl gütigen Ausdruck. Mit ihm drang eine frische Luftwelle in den trüben, moderigen Raum, ein gelber Strahl des Spätnachmittags fiel durch die weit geöffnete Tür, und in deren Rahmen, über dem Gewirr von Dächern, Schornsteinen, sich kreuzenden Drähten, tagte ein Stückchen Himmel, welcher durch Regenwolken einen flüchtig verleuchtenden Schimmer der herbstlichen Sonne wies. Der Knabe war mit einem Freudenruf dem Eintretenden entgegengeeilt und auch Witthoff eroberte bei dem Anblick eines freundlich gesinnten, mitfühlenden Menschen seine Fassung zurück. Der ernste junge Mann, vor kurzem als Hilfsprediger angestellt, be-

wohnte den gleichen Hausflur; er war ein unermüdlicher Helfer und Berater, ein Wohltäter, soweit es seine eigene Dürftigkeit erlaubte. Mit abgerissenen Worten, von Weinen unterbrochen, legte der Knabe sein Geständnis ab. Am Halteplatz der Droschken an der Straßenecke hatte er Haferkörner gesammelt, welche den Futterbeuteln der Pferde entfallen waren. Diese Körner hatte er auf das Dachgesims gestreut und einige sehr kunstlose Schlingen von Bindfaden dazwischen gelegt. In der Tat hatten sich zwei Tauben gefangen: die eine war von dem Jungen, als er sich beobachtet sah, wieder in Freiheit gesetzt worden, die andere hatte sich unglücklicherweise in dem einfachen Fangapparate erdrosselt. Unter Tränen wies er sie vor; als er seine Beichte geendet und Witthoff mit unterdrückter Stimme hinzugefügt, weshalb sein Knabe gefehlt — das Wort „gestohlen“ wollte ihm nicht über die Lippen —, legte der Kandidat begütigend und mit einem Aufleuchten seiner tiefen Augen die Hand auf des Knaben Schulter. „Jetzt heißt es dem Schutzmann folgen, mein Junge,“ sagte er mit fester Stimme, „man muß willig zu tragen wissen, was man verschuldet hat. Weil ich jedoch weiß, daß du nur aus Unbedachtsamkeit gefehlt, will ich mitgehen und den schweren Gang mit dir teilen. Seien Sie getrost, Witthoff, es wird, denk' ich, nicht so schlimm werden. Binnen kurzem kehren wir hoffentlich zurück. Vorwärts also“, ermutigte er, indem er den zusammenschauernden Jungen beim Arm ergriff und, von dem Schutzmann gefolgt, vor sich

her schob. So verschwand der trübselige kleine Zug im Treppenhause; Witthoff aber war kraftlos auf seine Kiste zurückgesunken. Daß sein Kind, von hämischen Blicken gefolgt, in Begleitung eines Kriminalbeamten das Haus verlassen mußte, deuchte ihn schier so schwer, als würde der Junge die Holztreppe im ärmlichen Sarge hinuntergetragen, dem Vorstadtkirchhofe, dem Ende allen Leidens, aller Versuchung, entgegen.

Spät erst kehrte der Kandidat mit seinem Schützlinge zurück; es war auf der Polizeiwache nicht gut gegangen. Der protokollierende Machthaber hatte den Knaben auf das zornigste angeschrien, ihn ein über das andere Mal einen Dieb und Taugenichts gescholten, endlich, nur auf lange Vorstellungen des Geistlichen hin, eine vorläufige Entlassung bewilligt. Der Junge war völlig gebrochen und fieberte stark; der Hilfsprediger nötigte ihn, das ärmliche Lager aufzusuchen, und spendete der armen Familie beruhigende Worte. Dann entfernte er sich, jedoch nicht, ohne mit seinen für alles Elend geschärften Blicken bemerkt zu haben, daß der kleine Küchenherd kalt geblieben war, durch kein Holzschicht gespeist. Auf seinem Zimmer angelangt, öffnete er einen Schrank und entnahm demselben eine Anzahl altbackener Semmeln. Er bezog diese um ein Billiges von einer Bäckerfrau, welcher er angegeben, daß ein Magenleiden ihn zwänge, sich mit altem, hartgewordenem Gebäck zu versorgen. Nachdem er die Semmeln abgezählt und eine davon beiseitegelegt hatte, füllte

er einen Topf aus der Wasserleitung, stellte diesen auf eine Spirituslampe und schnitt die Semmeln in Scheiben hinein. Als das Ganze kochte, fügte er Salz nebst einem kleinen Stückchen Fleischextrakt hinzu und trug den dampfenden Topf zu der armen Familie. Nach seinem Zimmer zurückgekehrt, setzte er sich an den Tisch, auf welchem die übriggebliebene Semmel lag, zerbrach sie, schlug ein Buch auf — es hieß „Brot und Schwert“ — und begann, während er langsam aß, mit leuchtenden Blicken zu lesen.

Einige Wochen vergingen, der folgende Sonntag brachte Witthoff und den Seinen den Besuch Antons; so hieß der gutmütige Diener, welcher die Bekanntschaft des Schreibers geschlossen. Nachdem der Bediente sich über die Notlage der Schreiberfamilie mit eigenen Augen vergewissert hatte, brachte er einen Vorschlag zur Sprache, auf den Witthoff nach langen Ausflüchten und großem Widerstreben endlich einging. Dieser Vorschlag bestand darin, daß der Schreiber sich zu Antons Gebieter, dem Herrn Stadtverordneten Hanschmann, begeben und diesem seine mißliche Lage vorstellen solle. Der Bediente glaubte einen guten Grund für die Vermutung zu haben, daß sich der Herr Stadtverordnete leutselig und hilfsbereit erweisen werde.

Herr Rentier Hanschmann verkörperte sämtliche üble Eigenschaften, welche es verschuldet haben, daß der Deutsche im Auslande oft zu den bestgehaßten, unbeliebtesten Erscheinungen zählt. Er trug einen übelduftenden Patriotismus zur Schau, der sich in sklavischer Untertänigkeit

allen Personen und Dingen gegenüber äußerte, die innerhalb des preußischen Vaterlandes ein höheres hierarchisches Mittel einnahmen, als seine eigene Stellung ihm gewährte. Dieser Patriotismus war von kleinlichem, partikularistischem Gepräge; er machte sich besonders in der Geringschätzung geltend, mit welcher Herr Hanschmann auf seinen Reisen, die er der Mode gemäß nach dem Rigi, sowie San Remo richtete, alles für untauglich, verkehrt und „schlapp“ erklärte, was irgendwo den Einrichtungen und Gebräuchen des heimischen Polizeibezirks nicht entsprach. Als gewesener Soldat befließigte sich der Herr Stadtverordnete einer gewissen Derbheit der Umgangsformen, mit welcher er gehässiges Besserwissen und wegwerfende Schroffheit des Ausdruckes verschmolz. Letzterer blieben jedoch in voller Ausdehnung nur noch Kellner und andere Wehrlose ausgesetzt, seitdem Herr Hanschmann einmal seitens eines Mitreisenden unliebsames erfahren, daran er nicht erinnert zu werden liebte. Zu diesen üblen Eigentümlichkeiten gesellte Herr Hanschmann das Verlangen nach großer Rücksichtnahme auf seine Wünsche und Bequemlichkeiten, trug im ganzen recht schlechte Manieren zur Schau und verband mit diesen einen ungezügelden Trieb nach Anerkennung und Würdigung seiner eigenen ihm über alles teuren Persönlichkeit.

Der Herr Stadtverordnete hatte anlässlich eines großen Taufschmauses im Kreise von Bekannten seinen Diener mitgenommen, damit dieser beim Aufwarten helfen und

durch den Glanz eines blauen Fracks nebst kirschroten Plüschbeinkleidern die gesellschaftliche Bedeutung des wohlgenährten Rentierpaares bekräftigen sollte. So sah sich der biedere Anton in die Lage versetzt, einer rhetorischen Leistung seines Herrn beiwohnen zu dürfen, welche ihm zunächst anerkennendes Staunen abnötigte, alsdann aber einen guten Gedanken eingab. Herr Hanschmann hatte es übernommen, die Damen in schwungvollem Spruche zu feiern, und dabei es für angemessen erachtet, den deutschen Frauen in ihrer Eigenschaft als vorzüglich kinderreicher Mütter seine Huldigungen darzubringen. „Dem Himmel sei Dank,“ so beschloß er seine Ausführungen, „geht es bei uns anders zu als in dem sittenlosen, entarteten Frankreich. Und solange es noch Frauen gibt, welche nach siebenjährigem Ehekiege unserem allergnädigsten Kaiser und Herrn sieben stramme Rekruten geliefert haben, so lange darf man sagen: ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein.‘ Die unermüdlichen Mehrerinnen des Deutschen Reiches, die Frauen, hoch leben sie, hoch!“ Und während die Gläser unter Beifallsrufen der Männer, unterdrücktem Kichern der Damen zusammenklangen, während der Redner mit befriedigtem Schnaufen die Wirkung seiner Rede genoß, war dem ehrlichen Anton die Eingebung geworden, daß die von seinem Herrn bekundete Anschauung dem armen Witthoff nebst dessen zahlreichen Kindern zugute kommen könne, und zwar ausnahmsweise, da der Herr Rentier seinen Beutel nur ungern auftat, außer wenn es

sicher stand, daß über die gespendeten Beträge öffentliche Quittung im Reichsanzeiger abgelegt wurde.

Anton schlug das Herz doch beträchtlich, als Witthoff zur bestimmten Zeit schüchtern die Klingel zog; er überließ auch die weitere Anmeldung dem Stubenmädchen. Der Rentier war neugierig, was der zu einer etwas ungewöhnlichen Morgenstunde sich ankündigende Besuch ihm bringen werde; seine Stimmung sank um ein Erhebliches, als er an Stelle des ihm gemeldeten „Herrn“ nur einen „Mann“ eintreten sah. Nachdem Witthoff mit stockender Stimme sein Anliegen vorgebracht hatte, welches in der Bitte um Zuwendung irgend einer bescheidenen Tätigkeit, die er außerhalb der Dienststunden als Schreiber versehen könne, gipfelte, gab der Rentier der ihm bereiteten Enttäuschung durch die Frage Ausdruck, wieso Witthoff dazu komme, ihn, den Herrn Stadtverordneten, für den Inhaber eines Stellenvermittlungsbureaus anzusehen. Daß nur ein Irrtum dem Besuche des Herrn Schreibers zugrunde liege, hoffe er in dessen eigenem Interesse.

„Viktor, alterniere dich nicht“, ließ sich aus dem Nebenzimmer eine fette, quarrende Frauenstimme vernehmen, deren Trägerin unsichtbar blieb.

Witthoff, dem das Supplizieren durchaus ungewohnt war, trat der Angstschweiß auf die Stirn. Den Hut zwischen den Fingern drehend, wollte er bereits den Rückzug antreten, allein der Gedanke an die Seinen, sowie das Vertrauen auf die mächtige Fürsprache des Dieners verliehen

ihm Mut. Gesenkten Hauptes, die Worte überhastend, schilderte er seine Lage, sein ehrliches Streben, wies auf das Unvermögen seines kranken Körpers hin, die zahlreichen Seinigen länger zu ernähren. Je länger er redete, desto leichter wurde es ihm um das ängstliche Herz; er bat nicht um Almosen, sondern um Zuwendung einer leichten Arbeit, die er gewissenhaft und dankbarlichst erfüllen wolle. Als er geendigt, wagte er, tief Atem schöpfend und fast zuversichtlich, die Augen zu seinem Gegenüber aufzuschlagen.

Dieser hatte unterdessen dem Redenden aufmerksam zugehört, mit den Fingern auf der Tischplatte trommelnd und den Mund wie zu leisem Pfeifen zugespitzt. „Wieviel Kinder besitzen Sie eigentlich?“ fragte er dann im Tone schier herzlicher, ermunternder Anteilnahme.

„Viktor, denke an deine Apoplexie und alterniere dich nicht“, mahnte die fettige Stimme im Nebenzimmer mit stärkerem Nachdrucke.

„Sechs Kinder und alle in unmündigem Alter“, erwiderte Witthoff. „Wir...“

Er kam nicht weiter. Der Rentier hatte einen dröhnenden Hieb auf die Tischplatte getan und gab sich einem schrankenlosen, unmäßigen Gelächter hin, welches seltsam abstach von dem wütenden Ausdrucke seiner kleinen, im geröteten Gesichte verschwindenden Augen.

„Sechs Kinder,“ krächte er endlich mühsam hervor, „sechs Kinder hat der Hungerleider? Ja, denkt denn die Sorte, sie

sei dazu da, um zu wirtschaften wie die Kaninchen? Setzt das Pack dutzendweise Kinder in die Welt und hat nichts zu beißen, möchte dann anständigen Leuten die Sorge für seine Brut ohne weiteres auf den Hals wälzen? Aber da kommt ihr bei mir an den Rechten. Ins Zellengefängnis gehört die Bande, die Kinder schafft, ohne sich darum zu kümmern, wer sie später ernähren soll. Die Polizei sollte euch beim Wickel nehmen, denn ihr ruiniert den Staat und füllt mit euren Setzlingen nur die Zuchthäuser. Hinaus, Unverschämter, und sagt dem Esel, der Euch hergesandt hat, daß ich ihn bei seinen langen Ohren nehmen werde, so wahr ich der Stadtverordnete Hanschmann bin.“

Witthoff befand sich taumelnd vor der Tür, er wußte kaum, wie ihm geschehen; draußen stand Anton, der die Unterhaltung belauscht. „Der Herr war heute gerade schlecht bei Laune“, stammelte er verlegen, Witthoff scheu dem Ausgang zudrängend. „Er ist sonst nicht so schlimm; gerade vorhin hat er mir Hilfe für Sie überwiesen.“ So log der ehrliche Anton und drückte Witthoff einen Kassenschein in die Hand, der den Wert seines vollen Monatsgehaltens ausmachte; auf seinen Wangen aber brannte die Scham, welche er nicht für sich selbst, sondern für seinen Herrn empfand.

Der Schreiber ging inzwischen, so rasch er vermochte, davon, damit er nicht die Bureaustunde versäume. Sein Haupt, das er zunächst gesenkt getragen nach dem Sturm von Beschimpfung, richtete sich allmählich wieder auf.

Das reiche Geldgeschenk hatte ihn bereits halb getröstet. So groß ist die entsittlichende Macht des Elends, daß er der Kränkung kaum noch gedachte angesichts des Kassenscheines, welcher den Seinen Holz und Brot für einige Wochen verhielß. Er gab sich auf dem Bureau wie immer mit dem äußersten Fleiße, und ohne sich Nebengedanken zu gestatten, seiner Arbeit hin; als er jedoch in die Stille seiner Wohnung zurückgekehrt war, begann die Wunde, welche Herrn Hanschmanns lieblose Rede ihm geschlagen, nachträglich wehe zu tun. Er wagte nicht, seiner Frau die erlittene Demütigung zu offenbaren, doch konnte er eine Bemerkung über die große Zahl der Kinder, welche ihnen Gott gegeben, ohne für den Unterhalt derselben Mittel zu bescheren, nicht unterdrücken. Es war zum ersten Male im Laufe der Ehe, daß ihm eine Klage hierüber entfuhr; die Bemerkung enthielt beileibe keinen Vorwurf, sondern war nur ein unbewußter Ausbruch bitterer innerer Sorge, aber gerade darum durchschnitt sie doppelt schmerzhaft Frau Witthoffs Herz. Die Äußerung ihres Mannes traf sie um so zermalmender, als sich eine neue Sorge vorbereitete, von welcher Witthoff noch nichts ahnte. Die Frau trug ein siebentes Kind unter dem Herzen; das ist bei armen Schluckern kein ungewöhnlicher Fall. Hunger wie Sorgen verketteten arme Leute eng, und Brust an Brust spürt man die Kälte weniger. Jetzt kam es der Frau vor, als sei sie allein die Verantwortliche, als trage sie allein die Schuld am Elend der Ihrigen.

Ein Bewußtsein nur gab ihr ein wenig Ruhe wieder, es war der Gedanke an ein letztes Wertstück, welches ihr übriggeblieben sei. Durch den Erlös desselben durfte sie hoffen, dem Elende eine Zeitlang steuern zu können, bis daß vielleicht doch noch einmal bessere, glücklichere Tage kämen. Bis dahin wollte sie jedes Opfer bringen, um den häuslichen Frieden zu bewahren, um der Uneinigkeit, der häßlichen Begleiterin bitterer Sorgen, den Weg zur ärmlichen Dachkammer zu versperren. Sie erhob sich nach schlafloser Nacht früher als gewöhnlich und trat den Weg zum Versatzhause an. Das lag in einem entlegenen Vorstadtviertel, am Ende langer, geradliniger Gassen, in denen trostlose, aus schlechten Backsteinen erbaute Häuser mit Bauplätzen wechselten, die von Plankenzäunen, Kalkgruben und Bretterzäunen umgeben lagen. Frau Witthoff graute vor diesem Wege, denn jedesmal, wenn sie, von Not getrieben, in den letzten Monaten ihn gegangen war, schien sie mit dem versetzten Stück Hausrat auch ein Stück vom Wohlstande ihrer aller unwiederbringlich dahingegeben zu haben. Und wieviel Erinnerungen hingen nicht oftmals an den bescheidenen, mühsam erworbenen Gegenständen, die einst mit Stolz und Freude angeschafft, gehütet worden waren. Jetzt mußte es freilich in dem ärmlichen Haushalte nicht mehr viel des Versetzbaren geben; diese Vermutung mochte auch der Pfandleiher hegen, denn er warf, nachdem er das ihm gereichte Schächtelchen geöffnet, durch den Schalter einen eigentümlichen Blick auf die ihm

bereits wohlbekannte Frau. Auch reichte er der Harrenden Geld wie Versatzzettel ohne weitere Bemerkung und mit einer gewissen Rücksichtnahme durch den Schieber. Das schmale Kästchen hatte zwei goldene Trauringe enthalten, welche in demselben, weil für die abgemagerten Hände viel zu weit geworden, seit Jahren verwahrt gewesen. Jetzt mußten diese Ringe, heilige Symbole eines treuen, harten Ehestandes, versetzt werden, um die Kinder, welche jener Ehestand gezeitigt, vor dem Hungertode zu schützen. Frau Witthoff kostete die volle Bitterkeit dieses Gedankens schwerlich aus, wie ja arme Leute meistens der Tragik sich gar nicht bewußt sind, welche ihr Tun, Lassen und Entbehren in sich schließt; sie erbat sich nur von dem Beamten die Pappschachtel mit dem Goldrande zurück. Als sie jedoch nach Hause zurückgekehrt war, schien es ihr, als sei nunmehr der letzte Abglanz, der letzte Adel besserer Tage von ihrem Leben hinweggestreift, und hinter dem Rücken ihrer Kinder, in der dunkelsten Ecke des Zimmers rannen ihre Tränen heftig, unaufhaltsam auf das leere Pappschächtelchen nieder.

Das Jahr trieb unabwendbar einem frühen, kühlen Herbste entgegen. Wenn die Bäume im Schüttelfroste ihr letztes Laub abwerfen und an den Zäunen die glanzroten Früchte der Heckenrose leuchten, beginnt für die Armen eine Schreckenszeit, welche nicht nur Teuerung sowie Wachstum jeglicher Sorge, sondern auch die Aussicht auf den trostlosen Winter bringt, auf verdienstlose Tage und

lange Nächte ohne Licht noch Feuerung, Nächte, in denen Strohsack wie Decke keinen Schutz gewähren, weil der Wind durch zerbrochene Scheiben bläst und um den ungeheizten Stubenofen streicht. Daran dachte der Hilfsprediger, während er in seiner Kammer saß und düsteren Blickes in den Nebel sah, der sich über das Dächermeer spannte. Vor ihm lag eine Nummer des Tageblattes der großen Stadt; er hatte das Blatt unwillig zerknittert, und dennoch enthielt es nichts Außergewöhnliches, namentlich nicht für jene, welche gewohnheitsmäßig und gedankenlos sowie gleichgültig gegen die Zeichen der Zeit die Spalten durchfliegen. Es brachte das Blatt auch heute seinen Lesern keineswegs besonders sensationellen Unterhaltungsstoff. Ein Bankier war mit dem Gelde seiner Kunden flüchtig geworden. Ein begabter Dichter, der des Geschäftssinns ermangelt, war im Elend gestorben, „also hatte abermals der Tod der Besten einen dahingerafft“, wie in dem pomphaften Nekrolog nunmehr zu lesen stand. Ein Tenorist war unter Garantie einer achtmonatlichen Urlaubszeit und mit einem Jahresgehälte von sechstausend Mark für die Hofoper gewonnen worden. Ein Gelehrter hatte nach fünfzigjährigem Wirken an der Hochschule des Landes den Drachenorden vierter Klasse erhalten. Ein Student, einziger Sohn seiner Eltern, war im Duell erschossen worden; Ursache: Wortwechsel wegen einer Kellnerin. Ein Graf hatte Wechsel gefälscht; ein anderer hatte, nachdem er sein Vermögen im Spiel verloren, sich soeben in Amerika mit der Tochter eines reichen

Kornspekulanten verlobt. Anlässlich seiner bevorstehenden Rückkehr wurde seitens aristokratischer Kreise die Abhaltung eines Begrüßungsfestes in Aussicht genommen. Dies bildete ungefähr den Inhalt des Hauptblattes. Die Beilage verhiess Kapitalisten bei Geldeinzahlungen von hundert Mark aufwärts zwanzig Prozent Zinsen und Verdoppelung des Kapitals; Liebhabern von Orden und Titeln wurde Stillung ihres Verlangens unter Zusicherung strengster Discretion in Aussicht gestellt. Hinter einer Annonce, welche pikante Bücher und Photographien anpries, ersuchte eine junge Witwe einen wohlhabenden älteren Herrn um Unterstützung; weiterhin erklärten gegen einmalige Entschädigung Eltern sich zur Abgabe eines hübschen blonden Mädchens bereit.

Gewiß, es war nur der gewöhnliche Großstadtschmutz, der sich in den Spalten des Eintagsblattes breit machte, dennoch hatte der Hilfsprediger eine Aufwallung zornigen Ekels nicht unterdrücken können. Jetzt hatte diese schon längst dem Gefühl der Bekümmernis, der Trauer weichen müssen. Es wollte ihn wie Mutlosigkeit überkommen, er stellte sich die Frage, ob nicht alle Arbeit, alle mahnende, rettende Arbeit dennoch vergeblich bleiben würde gegenüber der immer anwachsenden Macht von Sünde, Lieblosigkeit und Armut. Er gedachte des nahen Winters, der sicherlich auch der Familie Witthoff Verderben zu bringen schien, und fragte sich, wie er es ermöglichen solle, diesen Schützlingen bei dem Stande seiner eigenen geringen

Aussichten und Mittel Hilfe zu schaffen. Ach, seit Jahrtausenden rauscht der gleiche traurige Herbst über die Menschheit, und durch Jahrtausende schleppt sich, regelmäßig wie der Winter selbst, das alte Leid, das gleiche Menschenelend weiter, stets erneut, unabgewendet trotz guter Vorsätze, edler Entschlüsse, schöner Reden, bescheidener Taten, trotz innerer Mission, Entrüstungsversammlungen, Suppenanstalten, philanthropischer Schriften und sozialdemokratischer Trugbilder. „Armut und Elend sind so alt wie die Welt, waren stets und werden stets bleiben,“ so sagen achselzuckend die meisten ... „müssen stets bleiben“, setzen andere bei sich selbst mit feinem Lächeln hinzu ...

„Nein, sie müssen nicht bleiben. Selbstsucht, Gleichgültigkeit bei Regierenden und Besitzenden, Genußsucht, Zuchtlosigkeit bei den Mittelschichten, Glaubensmangel bei allen Klassen, Lieblosigkeit bei der Menschheit insgesamt haben jene große Krankheit geschaffen, deren Krisis, obwohl man ihr Eintreffen bisher künstlich zu verschleppen gesucht, sicher hervorbrechen, allem Bestehenden Umwälzung, Vernichtung bereiten wird. Und doch wächst das Mittel neben dem Übel. Über dem Totengebein, aus dessen Moder heraus reckt der Baum des Lebens die immergrüne Krone, in schwellenden Blättern und kraftvollen Schößlingen der siechen Menschheit den Saft Unsterblichkeit bietend. Aber ach — irdischen Lippen deuchte das Mittel stets eitel Bitternis! Freilich, zu dem glänzenden Laub, den straffen Trieben, dem rauschenden Baume

ewigen Lebens führt nur die eine Leitersprosse der Selbstverleugnung, und von jeher war diese so steil, daß jeder Schritt durch Kämpfe, Zagen, bittere Tränen ging. Aber sie muß erstiegen werden, es führt kein anderer Weg aus Nacht und Elend heraus. O mein deutsches Volk, du Volk der Denker und Träumer, erwache du zuallererst! Tue du als erstes unter allen Völkern einen gewaltigen Schritt aufwärts, zu Gott zurück, den gewaltigen Schritt, der aus dem Moder herausführt. Werde du unter allen Völkern ein führendes Volk, das auf den Weg des Friedens weise. Kehre ohne Blutströme, ohne Umsturzgreuel auf den Boden des reinen Evangeliums zurück. Gib Gott die Ehre, baue ihm in jeder Familie, in jedem Herzen einen neuen Altar. Wage eine große sittliche Anstrengung, brich mit der übertriebenen Genußsucht, kehre zurück zu einfacherem Leben, zu maßvollerem Gelderwerb, zu gesunderer Tätigkeit. Rüste dich zu einem tiefen Atemholen in der Luft der Nächstenliebe, damit in allen und jeden Verkehr mehr Herzlichkeit, mehr gegenseitiges Wohlwollen komme. Laß brennen den Kastenstolz wie jede andere Art von Stolz, damit die Unterschiede an Bildung, Geburt und Reichtum vermittelter, friedlicher, weniger schroff nebeneinander bestehen mögen. In solch linderer Atmosphäre würden Eigennutz, Genußgier, Unduldsamkeit und alle häßlichen Abarten der Selbstsucht dahinschmelzen, das große Elend der Menschheit würde seinen Nährboden verlieren. Zweifle und zage nicht, kein Aufschwung wird umsonst getan, keine Kraft-

äußerung der Menschheit, die sich nach oben richtet, ist vergeudet. Sei du der Träger des riesengroßen Gottesgedankens, der da lautet: ‚Aus einem Blute, in einem Elend, von einer Liebe getragen, zu einem Ziele‘ — dann wird der Haß, welcher Nationen scheidet, in Gemeinschaft, Knechtschaft jeder Art in Freiheit verwandelt werden. Mich aber laß, Allvater, bis ich Staub werde, dienen und arbeiten ohne Ermatten, entflamme Millionen Männer so, wie du mich entflammt hast, segne unsere Kraft, unsere Mühe, und wenn dereinst die Wiederkehr deines Reiches tagt, so gib, daß mein geliebtes deutsches Vaterland starken, unvergänglichen Teil gehabt haben möge an dessen Kommen.“

Er riß das Fenster auf, um seine heiße Stirn in der Regeluft zu kühlen. Draußen hob sich der Nebel, hinter Sodom stand versöhnend ein Regenbogen, während in heftiger Röte, Schornsteine, Giebel und Türme bestrahlend, über dem Getümmel, dem Wagengerassel, Lärm und Sterbegeläute der Großstadt die Sonne verflammte. —

Die Klage wegen Diebstahls sollte gegen den ältesten Sohn Witthoffs an einem der nächsten Tage vor dem Schöffenrichte verhandelt werden. Es war gut, daß eine Erledigung der Sache nahe bevorstand, denn die Gesundheit des Kindes hätte andernfalls durch Angst und Aufregung ernstlich gelitten. Während langer, trüber Tage, die dem Termin vorangingen, hatte der Knabe nur einen Gedanken: wird mein Vergehen eine milde Beurteilung erfahren, oder wird man mich gleich einem Verbrecher ins Gefängnis

schicken? Er versuchte um der Eltern willen guten Mutes zu erscheinen, allein oft hörten ihn diese des Nachts auf seiner Matratze stöhnen, sahen ihn bei Tagesanbruch nach der Küche schleichen und mit fieberhafter Unruhe allerlei Hausarbeiten verrichten. Der Hilfsprediger hoffte, daß der Knabe mit einem Verweise davonkommen werde; er benützte diese schwere Prüfungszeit, in der die Seele des Kindes tief verzagt und zugänglicher erschien, als dies sonst der Fall gewesen wäre, um in den derart gelockerten Boden ernste Eindrücke zu prägen, den Abscheu vor allem Unrecht darin zu festigen. Des Knaben Gemüt erwies sich als ein dankbares und berechtigtes, was die Entwicklung jener Keime betraf, zu den schönsten Hoffnungen.

Es war ein langer, kahler Korridor, in welchem Witthoff und sein Knabe, nachdem sie das große Gerichtsgebäude treppauf und treppab durchirrt hatten, der Tür gegenüberstanden, an welcher zu lesen stand: Schöffengericht, Abteilung III. Ein Amtsdienstler hatte den Fragenden bedeutet, daß vorerst eine andere Sache zur Verhandlung gelange; sie möchten in der Fensternische warten, bis sie vorgerufen würden. Das Fenster gewährte die Aussicht auf ziegelrote Mauern mit vergitterten Fensterreihen und düsteren Dächern, über welchen der leise Herbstregen einen glänzenden Schleier von Schornsteinruß und Nässe abgelegt hatte. Der Korridor selbst war belebt von suchenden, fragenden, geschäftigen Menschen, von zankenden oder lachenden Parteien; durch die Gruppen schritten eilfertig

Rechtsanwälte in Amtstracht, Beamte mit Aktenbündeln unter dem Arm, oder Schutzleute, einen Gefangenen, dessen Schuld vielleicht noch gar nicht erwiesen, mit kettenverschnürtem Handgelenke, den Straßengaffern zur Augenweide, dem Untersuchungsrichter vorführend. Der Knabe schmiegte sich in banger Erwartung an seinen Vater, und auch Witthoff, der nie in seinem Leben vor Gericht erschienen war, fühlte sich ängstlich und unsicher einem Apparat gegenüber, der wohl streng Rechtens waltet, abgesehen davon jedoch den Launen und Stimmungen seiner jeweiligen Handhaber Ehrgefühl und Würde der vor ihnen Erscheinenden schonungslos preisgibt. Es verrann eine halbe Stunde; endlich hörte der Schreiber seinen Namen rufen, so laut, daß er zusammenschreckte; der Gerichtsdienner mit einem Papier in der Hand stand spähend auf dem Gange. „Wo bleiben Sie?“ rief er barsch, „Sie sind an der Reihe. Rasch herein jetzt und den Hut abgenommen.“ Die Tür tat sich auf, Witthoff und sein Sohn befanden sich in einem mittelgroßen, kahlen Zimmer. Ein niedriger Verschlag trennte einen Teil des Raumes für die Zeugen ab, im größeren Teil des Gemaches, das ohne Bank noch Stuhl war, befand sich ein erhöhter, grün gedeckter Tisch mit Akten belastet, zwischen diesen stand ein hölzernes Kreuz, daran die Gestalt des Heilands in Metall getrieben. Hinter dem Tische saß ein älterer Herr in Amtstracht, verdrießlich durch die goldgefaßten Brillengläser die Eintretenden musternd, rechts und links neben ihm thronten steif und

gelangweilt die beiden Schöffen. Das unterste Ende des Tisches hatte ein Schreiber inne, am obersten Ende saß ein junger Herr in schwarzem Frack, seinen wohlgepflegten Schnurrbart aufwirbelnd und stechende Blicke um sich werfend. In dem Zeugenraum befanden sich der Schutzmann, welcher seinerzeit den Tatbestand aufgenommen, sowie der Hilfsprediger, sodann der Kläger, ein ältlicher Herr mit kahlem Haupte, in einen schweren Pelz gehüllt, dessen er sich trotz der Wärme, die im Gemache herrschte, nicht entledigte. Im Hintergrunde hatten sich verschiedene Bewohner des Witthoffschen Hauses, darunter Frauen mit ihren Marktkörben, zusammengedrängt; sie waren, von Neugier getrieben, als Zuschauer erschienen.

Witthoffs Sohn mußte vor den Tisch treten, was er zitternd tat, den Zeugen wurde die Eidesformel vorgesprochen, wobei die Anwesenden von ihren Plätzen in die Höhe schnellten und der Vorsitzende, die Worte mechanisch, in einförmigem Tonfalle herunterlesend, sein Barrett abnahm. Alsdann wurde zur Vernehmung geschritten. Der Junge gestand weinend, der Hilfsprediger legte das beste Zeugnis ab, erwähnte die strenge Rechtschaffenheit der Eltern, betonte auch, daß der Knabe nicht aus Eigennutz gehandelt habe, sondern aus unüberlegtem Antriebe, um die große Not der Seinen zu lindern. Während dieser Aussage zeigte der junge, als Amtsanwalt figurierende Herr ein höhnisches Gesicht, und starrte den Geistlichen in einer derart mitleidigen, überlegenen Weise an, daß diese an anderer Stelle

sicherlich als Unverschämtheit gegolten haben würde. Die Herren hatten einander im ersten Augenblick mißfallen, hier fühlte der Amtsanwalt sich unverletzlich in dem Bewußtsein, daß schwere Strafen jede Zornesaufwallung der Zeugen bedrohen. Der alte Herr gab als Kläger an, daß ihm schon oftmals Tauben abhanden gekommen seien; er habe am fraglichen Tage zufällig beobachten können, wie der Knabe den Diebstahl begangen. Die Tauben seien wertvoller Art gewesen, ihre Aufzucht bilde seine Lieblingsbeschäftigung sowie seine einzige Freude auf Erden.

Der arme alte Herr hatte außer dieser seiner einzigen Passion noch einige andere Lebensfreuden in Gestalt von Figurantinnen der Vorstadttheater, er hielt es jedoch für angemessen, an dieser Stelle lediglich seine Liebhaberei für Tauben hervorzuheben. Die Aussagen des alten, in Ausübung seines unschuldigen Zeitvertreibes so arg beeinträchtigten Herrn hatten bei der Zuhörerschaft einen sichtbaren Eindruck hervorgerufen.

Auf eine Gebärde des Vorsitzenden hin erhob sich der junge, schneidige Amtsanwalt. Er müsse zunächst mit Energie den Ausführungen eines Zeugen gegenüberreten, welchem — er deutete mit wegwerfender Bewegung nach dem Hilfsprediger — viel daran gelegen zu sein scheine, den Angeklagten weiß zu brennen. Diese Aussagen, von sichtlicher Parteinahme beeinflußt, erschienen in jedem Punkte unlogisch, hinfällig, ja unangemessen. Er wolle nicht untersuchen, ob die Not der Eltern des Angeklagten

eine unverdiente sei, oder aber eine selbstverschuldete. Aus Not sei der Diebstahl keineswegs verübt worden; wäre dem so gewesen, hätte der Junge Brot gestohlen und nicht wertvolle Tauben, deren Unterhalt die einzige Freude ausmache, welche sich ein hochgeachteter älterer Herr an seinem Lebensabende vergönne. Als strafverschärfend falle die hinterlistige Weise ins Gewicht, vermittels welcher der Angeklagte sich der Tiere bemächtigte, indem zu ihrer Habhaftwerdung er sich nicht des im Vergleich zu vorliegender Handlungsweise fast ehrlich erscheinenden Wurfes oder Schlages, sondern der Legung heimtückischer Schlingen beflissen habe. Der Junge, welcher in noch schulpflichtigem Alter bereits vor Gericht stehe, sei ein ganz geriebener Bursche, der nur durch eine ganz empfindliche Strafe zur Selbsterkenntnis und Umkehr gebracht werden könne. Unter diesen Umständen empfehle er als angemessene Sühne eine Gefängnisstrafe von vierzehn Tagen, welche er hiermit auszusprechen beantrage.

Während dieser Rede hatten die beisitzenden Schöffen, zwei biedere Männer aus dem Handwerkerstande, den Angeklagten nicht aus den Augen gelassen und zuweilen mißbilligend sowie verwundert die Köpfe geschüttelt, gleichsam als bange ihnen vor dem Grade von Seelenschwärze, welche an dem heulend vor ihnen stehenden Jungen offenbart wurde. Der Vorsitzende warf sich mißmutig in seinem geräumigen Sessel zurück, sagte jedem der beisitzenden Schöffen ein Wort ins Ohr, und ehe diese Zeit gefunden,

eine Antwort zu geben, waren dem Jungen sechs Tage Haft zugesprochen. Der Gerichtsdiener öffnete die Tür und rief die Namen der zu einer neuen Verhandlung vorgeladenen Zeugen, indessen der Junge ganz niedergeschmettert auf seinen Vater zuwankte. Beide waren entsetzt über den unglücklichen Ausgang, und es dauerte lange, bis der Hilfsprediger sie zu trösten vermochte. Dies gelang erst, nachdem der Junge sich vergewissert, daß er nicht sofort ins Gefängnis geführt werden würde, sondern seine Strafe erst später anzutreten brauche. Der Hilfsprediger blieb noch einmal stehen und maß mit ernstem, fast traurigem Blicke Richter und Kläger, namentlich den alten Herrn, welcher diesen Blick unbehaglich fand und möglichst rasch an der kleinen Gruppe vorüberzukommen trachtete. Die eben gespendeten Trostworte hatten dem jungen Geistlichen nicht so recht von den Lippen gewollt, denn er fragte sich nicht ohne Bekümmernis, wozu Richter, Schöffen und Geschworene daseien, wenn sie nicht vermöchten, das starre Gesetz in Einklang zu bringen mit dem Rechtsbewußtsein, wenn sie nicht imstande seien, ein selbständiges Urteil abzugeben, unbekümmert um den toten Buchstaben. Wieviel Haß und Verbitterung blieben erspart, wenn ein Zug wohlwollenden, humanen Geistes durch die Rechtsprechung geleitet würde. Fühlt sich nicht oftmals der Staatsbürger, aus dessen Tasche doch der Justizapparat bezahlt wird, der Handhabung unserer Rechtspflege gegenüber schutzlos und vogelfrei? Lieblosigkeit sowie Willkür treten in der

Rechtspflege offen zutage, und gerade diese beiden Laster stehen in untilgbarem Widerspruche zur Gerechtigkeit. Ihm, dem Denkenden, Mitfühlenden wurde offenbar und verständlich der mühsam ertragene Grimm des Volkes gegen die Unzulänglichkeit des Gerichtsverfahrens, gegen Urtheile, welche jedem gesunden Empfinden täglich ins Gesicht schlagen. Ihm enthüllte sich in voller Trostlosigkeit die Dürre und Härte eines Strafsystems, das auf breiter Basis geistig wie körperlich Schwindsucht züchtet, das die Gesamtheit vergiftet und schädigt, anstatt sie zu schützen. Ihn erfaßte Entsetzen vor dem lieblosen, schematischen Schlendrian, vor der furchtbaren Gleichgültigkeit auf so weiten Gebieten der Nächstenliebe, der Armenpflege, des Schutzes der Schwachen.

Diese bitteren Erwägungen beschäftigten den Hilfsprediger, während Zeugen und Zuschauer ihres Weges gingen; mehrere der letzteren streiften Witthoff und den Knaben mit hämischen Blicken. Einige der Hausbewohner, die bisher treu zu der armen Familie gestanden, brachen, nun der Knabe verurteilt worden, ihren Verkehr ab, denn viele Leute erachten nicht das Verbrechen, sondern nur die Strafe, die Sühne desselben für schändend.

Die Spannkraft, welche Witthoff und dessen Frau Wochen hindurch bis zum Tage der Gerichtsverhandlung aufrechtgehalten hatte, war nach dem unglücklichen Ausgange dieser letzteren gebrochen; sie fühlten sich gemieden, bemäkelt, vereinsamt.

Der Bediente, ihr Freund, hatte sich, wohl seitens seines Herrn überwacht, nicht mehr blicken lassen; es ging mit Lebensmut, Arbeitskraft, Gesundheit rascher als bisher bergab. Witthoff begann zu husten, er vermochte nur unter heftiger Atemnot die steilen Treppen seiner Wohnung zu erklettern. Er begab sich zu einem Armenarzte, weil er glaubte, daß seine Tage gezählt seien. Lange mußte er in dem Vorzimmer warten. Es war ein kahles Gelaß, in dem es stark nach Karbol roch; auf den Holzbänken, welche sich an den Wänden entlang zogen, saßen dürftige Gestalten, Männer mit verbundenen Gliedern, alte Weiblein mit Augenschirmen, Frauen aus dem Arbeiterstande, auf ihrem Schoße wachsbleiche, apathisch aussehende Kinder wiegend. Neben Witthoff kam ein etwa zwanzigjähriges Mädchen zu sitzen, welches ärmlich, jedoch sehr sauber und anständig gekleidet war. Ihre schwarzen Filethandschuhe erschienen wohl hundertmal geflickt und ausgebessert zu sein; sie hatte traurige, glänzende Augen und ein verhärmtes, feines Gesicht. Durch die dünne Wand drang zuweilen die krächzende, zornige Sprechweise des Arztes, welcher im Nebenzimmer ordinierte; in ziemlich kurzen Pausen öffnete sich die Tür, und durch den Spalt wurde ein rundes Gesicht mit blitzenden Brillengläsern sichtbar, welches kurz und grimmig sich den Anwesenden zeigte, worauf der Patient, den die Reihe traf, sich hastig erhob und in dem Nebenraume verschwand. Der Doktor kannte offenbar den Wert der Zeit und liebte die Kürze, denn die Leute

wurden rasch abgefertigt; bald waren nur Witthoff sowie das zuletzt gekommene kranke Mädchen übrig. Nachdem der Schreiber das Ordinationszimmer betreten, sah er vor sich einen kleinen, untersetzten Mann mit eigentümlich großem Kopfe und finsterem Gesicht, der rasch die Brille in die Stirne schob und seinen Patienten mit runden wasserhellen Augen musterte. „Rock herunter, dahin setzen! Profession? Verheiratet? Wie lange? Wie viele Kinder?“ Er stieß das alles knurrend, barsch hervor, aber als der Schreiber, dem Befehle nachkommend, seinen Rock abgeworfen und sich auf den niedrigen Schemel gesetzt hatte, war es ein rundes, gutes, von Falten durchfurchtes Kindergesicht, das sich sanft und behutsam über ihn beugte. Diese Untersuchung, offenbar auf tiefe Sachkenntnis, sowie langjährige Übung gegründet, war eine sehr kurze. „Ja, lieber Mann,“ sagte er weich, „die Lungen sind freilich längst angegriffen, aber ein paar Jahre können Sie deswegen immer noch leben. Wenn es Ihnen möglich wäre, sich Ruhe und kräftige Nahrung zu gönnen, würde Ihr Leiden zum Stillstande gelangen. Aber das können Sie eben nicht, es ist stets das gleiche traurige Lied. Sehen Sie, das junge Mädchen da drinnen: auch dieses arme kranke Ding brauchte nur Milch und gute Luft, um gesund zu werden, während sie sich jetzt zu Tode nährt, um ihre alte Mutter pflegen zu können. Ja, hätte sie nur ein wenig Geld. Aber daran fehlt es eben bei allen denen, die zu mir kommen. Könnte ich Geld verschreiben, fast alle meine Patienten würden

gesund. Na, den Kopf nicht hängen lassen, lieber Freund, Sie können noch eine ganze Weile am Leben bleiben, und vielleicht schreibt Ihnen unterdessen der große Doktor dort oben ein besseres Rezept, als ich es zu tun vermag.“ Damit sah sich Witthoff durch eine Hintertür hinauspediert, er ging aber gehoben und getröstet davon, denn wirksamer als die größte Gabe hatte des alten Doktors Wesen sein Herz gestärkt und diesem wohlgetan.

Auf dem Rückwege sollte ihm ein kleines Erlebnis die Weihestimmung vorübergehend trüben. Er war, ermüdet und von dem Anblicke der ausgestellten Kostbarkeiten angelockt, vor dem Laden eines Juweliers stehengeblieben. Die Ladentür stand offen, hinter dem Verkaufstische erschöpfte sich der Inhaber des Ladens in erregten, überzeugenden Gebärden, indem er ein Sammetfutteral, darin bunte Edelsteine lichtbrechend Strahlen spannen, nach allen Seiten wendete und in die vorteilhafteste Lage zu bringen suchte. Um den Schmuck handelte ein junger, sehr korpulenter Modeherr von stark ausgeprägtem semitischen Typus, neben ihm stand eine nicht minder auffallend gekleidete, heftig geschminkte Frauensperson. Ihre Augen flammten unter dem Halbschleier voller Begier nach den Steinen und wendeten sich einzig von diesen, um die süßesten Blicke auf den feilschenden Herrn zu schießen. Dieser schien einen schweren Kampf zu bestehen, der geforderte Preis war ihm offenbar zu hoch, dennoch befand er sich sichtlich im Banne der Frauensperson an seiner Seite.

Er protestierte, hob die Schultern, lachte in hohen, weichen, halb mißvergnügten, halb selbstzufriedenen Tönen; während der Verkäufer sein überzeugendstes Wortregister spielen ließ, bearbeitete die Frauensperson verstohlen die Seite des Unschlüssigen mit aufmunternden Stößen ihres hohen Sonnenschirmes. Der Herr entschied sich endlich, holte, indem er fortgesetzt klagende Töne ausstieß, seine Brieftasche hervor und breitete eine beträchtliche Anzahl großer Kassenscheine über den Tisch. Die Frauensperson hatte sich in seinen Arm gehängt und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen verliebt an; der Juwelier überreichte das wohlverwahrte Schmuckkästchen, mit seinen Verbeugungen nicht kargend. Witthoff dachte gerade im stillen, jedoch ohne jede Bitterkeit, wie wohl doch ihm selbst oder dem armen schwindsüchtigen Mädchen der Besitz nur eines einzigen solcher Scheine getan haben möchte, als das Paar mit raschen Schritten und in zärtliches Geplauder versunken die Straße hinaufschritt. Der Schreiber folgte, seinen müden Gang in gleicher Richtung aufnehmend, da erblickte er im Straßenschmutze die Brieftasche, aus welcher der Herr soeben Geld entnommen. Witthoff hob sie auf und reinigte sie, mechanisch sah er sich um, ob ihn jemand beobachtet habe, allein die Leute eilten gleichgültig vorüber, auch an den Fenstern zeigte sich kein müßig späherndes Gesicht. Da hob der Schreiber an zu laufen, so gut er es vermochte, und holte bald das vorausgegangene Paar ein. Er teilte, aus angestrenzter

Brust keuchend, die Umstände mit, unter welchen er den Fund getan, und reichte den aufgehobenen Gegenstand zurück. Das Frauenzimmer maß ihn wegwerfend mit jener hochmütigen Art, die Dirnen eigen ist, wenn es ihnen wohl ergeht; der Herr, erst betroffen, schritt rasch in die am nächsten gelegene Haustür. „Wir wollen doch sehen, ob alles stimmt“, meinte er, indem ein häßliches Lächeln über sein Gesicht lief und die roten aufgeworfenen Lippen teilte. „Na,“ fügte er nach kurzer Untersuchung seines Eigentums hinzu, „es ist so weit richtig.“ Dabei steckte er die Brieftasche ein und fingerte in der Seitentasche seines lehmfarbenen Überziehers. „Hier, guter Freund“, sprach er, dem Schreiber eine Münze in die Hand drückend. „Heda, Droschke“, winkte er gleichzeitig einem des Weges kommenden Gefährten. Witthoff sah höflich grüßend den Dahinfahrenden nach, dann machte er sich auf den Weg und öffnete dankerfüllt seine Hand; es lagen fünfzig Pfennig darin. —

Der Hilfsprediger hatte sich vorgenommen, seinen Hausgenossen, der armen Witthoffschen Familie, rastlos beizustehen, um ihren gänzlichen Untergang zu verhüten; oft jedoch hegte er die Befürchtung, daß seine Kräfte ihn bei der Vollendung dieses Rettungswerkes im Stiche lassen würden. Seine eigenen Mittel waren unzulänglich, er bekleidete die bescheidene Aushilfestelle erst seit kurzer Zeit und hatte noch keinen bestimmenden, lenkenden Einfluß auf die Wohltätigkeitsäußerungen einzelner

Gemeindemitglieder erworben. Eines Tages jedoch brachte er die hoffnungserweckende Nachricht, daß Frau Witthoff bei einer reichen Gräfin vorsprechen möge, welche zu den Veranstalterinnen von Festlichkeiten gehöre, die alljährlich in den Kreisen der oberen Gesellschaft mit großem Pompe zum Besten der Armen abgehalten zu werden pflegten. Die betreffende junge und gefeierte Dame war die Tochter eines schwerwiegenden Großkaufmannes der Hansestädte; sie hatte in die Gesellschaft der Residenz hineingeheiratet und zählte nunmehr zu den bekanntesten, tonangebenden Damen der vornehmen Kreise. Sie bewohnte ein geschmackvoll eingerichtetes Haus in der bevorzugten Nähe der Gesandtschaftshotels auswärtiger Staaten. Frau Witthoff wurde, als sich die schweren Vorhänge zum Treppengange aufgetan, von einem reichbetretenen Türhüter angehalten und nach kurzem Verhör einem Lakaien überwiesen. Dieser bedeutete nach eingeholtem Bescheide der Frau, sie möge im Vorzimmer warten. Die Schreibersfrau setzte sich schüchtern auf eine Stuhlecke und betrachtete die Herrlichkeit, welche sie umgab, mit Staunen, obwohl zweifarbige Ledertapeten, ein mächtiger mit Porphyrlplatten belegter Kamin nebst einigen schmalen, aus Eichenholz gefertigten Bänken die einzige Ausstattung des Warteraumes bildeten. Es herrschte in der Halle eine Stille, welche der armen, an den Lärm und das Wagengerassel belebter Stadtviertel gewöhnten Frau beinahe feierlich vorkam; in dem Hause hingegen schien ein um so regeres,

wenngleich geheimnisvolleres Leben zu herrschen. Häufig erscholl, aus fernen Gemächern kommend, das schwache, dringliche Schrillen der elektrischen Klingel, in den oberen Stockwerken wurden Türen zugeschlagen, es klang, als würden Schränke gerückt und entleert, als liefen hastige, leichte Schritte in höchster Eile über unsichtbare Treppen. Manchmal klang von draußen das rasche, verhallende Rollen eines herrschaftlichen Wagens, oder ein Diener schritt kaum hörbar über den Teppich des Vorgemaches, von der armen Frau keine Notiz nehmend, trotz ihres bescheidenlichen Räusperns. Eine Turmuhr schlug die Viertelstunden eintönig ab, es wurde dunkel und draußen mochte wohl ein Regenschauer niedergehen. Frau Witthoff rückte auf ihrem Sessel hin und her, die Stille, das gespannte Warten erfüllte sie mit einem Zustande dumpfer Angst, nagender Ungeduld. Sie mußte an ihre Kinder denken, die sie ohne Aufsicht zurückgelassen, und denen, wenn es hier mit dem Warten so weiter ginge, das karge Mittagbrot heute ungekocht bleiben würde. „Ach,“ seufzte sie, „vornehme Damen können sich freilich nicht denken, wieviel unsereiner durch das Warten versäumt, auch hat die Frau Gräfin gewiß keine Kinder, denn man hört weder Geschrei noch Lachen. Aber wenn die Gnädige wüßte, welch schweres Tagewerk ich habe und wie knapp meine Zeit gemessen ist, sie ließe mich sicherlich rascher vor.“ Nach und nach wurde ihr das Harren unerträglich, sie hatte gewiß schon an zwei Stunden im Vorzimmer zugebracht und besaß doch nicht

den Mut, unverrichteter Sache heimzukehren. Da wurde plötzlich die Treppentür durch einen betretenen Arm hastig aufgestoßen, es erschien ein schlanker, noch jugendlicher Herr in einfachem Morgenanzuge, seine weiße Stirn sowie sein blonder Schnurrbart stachen eigentümlich ab von dem sonnengebräunten Gesicht. Die wartende Frau überflog er mit prüfendem Blicke und neigte im Vorübergehen leicht, aber freundlich den Kopf. Er schritt durch eine gegenüberliegende Tür, wandte sich einen mit Blattpflanzen ausgeschmückten Korridor entlang und begegnete hier einer Kammerjungfer, die eine Last von flatternden Gazestoffen in den Armen trug. „Ist die Frau Gräfin zu sprechen?“ fragte er im Vorbeigehen, dann, ohne anscheinend die bejahende Antwort abzuwarten, klopfte er an eine Tür von getäfeltem Holze, die des Ganges Ende bildete. Dem Eintretenden erschloß sich ein weites Gemach mit hellen Seidentapeten, hohen Schränken und großen Wandspiegeln; er schritt auf die Gräfin zu und bot guten Morgen, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Ich bin sehr beschäftigt, lieber Siegfried“, lautete ihr Widergruß. „Mein Kostüm für den Armenball ist noch nicht fertig, ich weiß nicht, welche Garnitur ich zu der Pompadour-Jüpe wählen soll, ob ein helles Grün oder amarantfarbene Bordüre. Ich glaube keines von beiden, sondern lieber Rüschen von Points d’Alençon. Aber die Stickerin, die ich mit den neuen Fassons zu heute bestellt, hat mich im Stiche gelassen; solche Leute besitzen eben keine Ahnung davon, wie kostbar unsere

Zeit ist. Bitte, lieber Siegfried, setze dich nicht dorthin, du zerdrückst meine Satintaille. Es ist hier im Zimmer wirklich wenig Raum.“

Das große Gemach sah in der Tat aus, als sei es einer Plünderung unterworfen gewesen; den geöffneten Schränken war eine Flut von Kleidern, Stoffen und Federn entnommen worden, die nicht nur alle Stühle, sondern auch zum Teil den Fußboden bedeckte. Die Ständer der großen Ankleidespiegel waren mit Spitzenröcken behangen, kein Plätzchen schien mehr frei zu sein, und dennoch schleppten zwei Kammerjungfern rastlos neue armfüllende Lasten von Stoffen aus den Kleiderkisten und Vorräten des oberen Stockwerkes herbei. Inmitten dieser Gegenstände befand sich erregt und nervös die hübsche blonde Gräfin, anprobierend, umherwühlend, verwerfend, findend, ihre Jungfern tummelnd und zehn, häufig einander widersprechende Befehle, in einem Atemzuge erteilend. Der Graf hatte das Chaos mit einem eigenartigen Blicke umfaßt und schien eine ironische Bemerkung gewaltsam niederzuhalten. „Ich komme von den Kindern, meine Liebe,“ sagte er, „sie möchten spazieren gehen und wundern sich, daß du sie nicht rufen lässest. Sie bleiben nicht gern bei der Engländerin, wie du weißt. Willst du sie nicht begleiten, die armen Dinger? Sie haben sich den ganzen Morgen auf das bißchen Herumtummeln gefreut.“

„Die Kinder sind einfach verzogen,“ sagte die Gräfin scharf, „und ich begreife nicht, lieber Mann, daß du mir

zumutest, mich jetzt mit ihnen zu befassen. Du siehst ja, wie sehr ich von Geschäften überhäuft bin.“

Es war ein rasches, bitteres Lächeln, das über seine Züge ging. „Meine liebe Bichette,“ sagte er, „ich will dir keine philiströse Predigt halten, aber glaube mir, daß diese Aufregung, dieses Hasten weder für dich noch für irgendwelche andere Frau gut sind. Sie schaden deiner Gesundheit und entfremden dich einer vernünftigen Lebensweise, deiner Familie und deinen Pflichten. Ich wollte herzlich, du entschlössest dich, mehr für dein Haus, mehr für deine Kinder zu leben. Mir ist es unsäglich zuwider, wenn man Wohltun als Sport behandelt, und ich verwünsche aufrichtig eure Armenbälle und sonstigen Reklamefestlichkeiten.“

„Du verwünschst sie! Und warum? Wohl deshalb, weil es mir Vergnügen bereitet, gesellige Pflichten mit Wohltun zu verbinden?“

„Nein, aber weil jene Feste Lüge sind und auf Lüge beruhen, aus einem häßlichen Stück Selbstsucht und Lüge. Wenn es euch wirklich darauf ankommt, Gutes zu tun, warum sammelt ihr nicht unter euch und verteilt den Erlös im stillen? Das ist freilich nicht so vergnüglich, als Komiteesitzungen und Kostümproben abhalten, sowie späterhin die Namen nebst Toilettenbeschreibung und allerhand Lobpreisungen im Tageblatt lesen zu können. Für die Armen bleibt bei derlei Festen doch nichts übrig. Die Kosten übersteigen in vielen Fällen die Einnahme, und etwas Durchgreifendes wird in der Regel nicht erzielt. Den

Teilnehmern freilich ist dies Nebensache, sie sind zufrieden, wenn sie die Zeit totgeschlagen, sowie vor sich selbst und vor anderen die Rolle mitleidiger, aufopferungsvoller Engel gespielt haben. Ich kenne diese Art der Wohltätigkeit genau, und es empört mich, daß man gerade das jammervolle, hilflose Elend aussucht, um daran eine Komödie ins Werk zu setzen, deren grobe Fäden aus Eitelkeit, Vergnügensdrang und Reklamesucht bestehen.“

„Siegfried,“ rief die hübsche Gräfin, indem ihre Augen ein häßliches Feuer schossen und ihr Gesicht einen keineswegs aristokratischen Ausdruck annahm, „vergiß, bitte, nicht, daß für mein Geld ich mich amüsiere, wie es mir gut dünkt.“

Der Graf erbleichte bis in die Lippen, verbeugte sich und verließ das Gemach. Er kehrte mit finsterner Stirn nach dem Vorzimmer zurück, fand dort Frau Witthoff noch immer harrend und schlug scharf auf eine Standglocke, die ihm unter die Hand kam. „Melden Sie der Frau Gräfin in meinem Namen,“ befahl er dem eintretenden Diener, „daß im Vorzimmer seit zwei Stunden eine Frau warte, welche Hilfe suche und vorgelassen zu werden wünsche.“ Er begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Nach einer Weile kehrte der Diener zurück. „Die gnädige Gräfin lasse sagen, die arme Frau möge ein andermal wiederkommen, die Frau Gräfin habe keine Zeit, denn morgen sei Armenball.“ — „Es ist gut,“ erwiderte der Graf, „gehen Sie an Ihre Arbeit.“ Als sie allein geblieben, trat der Graf

näher an die Frau heran, welche aufgestanden war und ihn kummervoll, mit verhärmttem Gesichte ansah. „Sie sind ohne Zweifel arm, meine Liebe,“ sprach er sanft, mit warmem Ausdrücke, „verheiratet und arm dazu. Das ist freilich schlimm, aber noch schlimmer würde es sein, wenn Ihr Mann die Torheit — sagen wir lieber die Sünde — begangen hätte, eine reiche Frau zu heiraten.“ Er zog seine Geldbörse hervor, die sich sehr platt anföhlte und nur ein einziges größeres Geldstück zu enthalten schien. „Hier, liebe Frau,“ setzte er mit freundlichem, ernstem Ausdrücke hinzu, „ich kann Ihnen keine größere Gabe reichen, allein der Taler ist eigenes Geld, er stammt von meiner Leutnantenspension. Wenn er zu Ende gegangen sein wird, so trösten Sie sich damit, daß Sie“ — er sprach die Worte nur für sich selbst hörbar — „heute gesehen haben, wie ein Graf ... sich geschämt hat.“ —

Der Rechtsanwalt, welcher Witthoff beschäftigte, ließ diesen während einer Pause zu sich rufen; vor ihm lagen einige Aktenstücke, welche der Schreiber kopiert hatte. „Mein Freund,“ eröffnete er ihm, „Ihre Hand wird immer steifer und ungewandter, Ihre tägliche Arbeitsleistung immer geringer. Meine Kunden können Ihre Handschrift nicht mehr lesen, und ich kann Sie nicht länger gebrauchen. Suchen Sie sich von morgen ab einen andern Dienst; bis zum Fünfzehnten des Monats will ich Ihr Gehalt ausbezahlen.“

Vor Witthoffs Augen begann das Zimmer sich zu drehen, seine Stirne feuchtete sich, und er streckte unwillkür-

lich beide Hände nach rückwärts, um nicht hinzufallen. So lehnte er an der Wand, schreckgelähmt und dennoch bitend, mühsam lächelnd, als könne das Gehörte nicht Wahrheit sein, als habe sein hoher Chef sich nur einen Spaß mit ihm machen wollen. Der Rechtsanwalt pflegte sehr kurz angebunden zu sein, als er jedoch erkannte, welchen furchtbaren Eindruck die erteilte Kündigung auf den Schreiber ausübte, fügte er, unangenehm berührt, einige begütigende Worte hinzu. „Sie werden alt, lieber Freund, aber das ist ein Umstand, für welchen mein Geschäft nicht büßen darf. Sie haben mir nach Kräften gedient, und darum will ich Ihr Gehalt den vollen Monat fortlaufen lassen. Behalten kann ich Sie nicht, denn Ihre Stelle ist bereits neu besetzt. So gehen Sie nun und geben Sie sich zufrieden“

Witthoff erkannte, daß Vorstellungen umsonst sein würden. Während die anderen Schreiber plauderten und ihr Butterbrot verzehrten, schlich er an sein Pult und begann zu arbeiten. In seinen Schläfen hämmerte es, seine Kehle war wie zugeschnürt. Er fühlte: dies Unglück überlebst du nicht, es ist der letzte Schlag. Freilich, der Prinzipal mochte recht haben, bei leerem Magen und mit Fingern voller Frostbeulen ist es schwer, eine schöne Handschrift zu bewahren. Witthoff kannte seinen Chef und wußte, daß dessen Anordnungen für unwiderruflich galten, dennoch strengte er sich auf das äußerste an, seine Handschrift so fest und klar wie möglich erscheinen zu lassen, vielleicht daß der Rechtsanwalt die Bogen durchsähe und seinen

Entschluß zurücknahme. Auf diese schwache Hoffnung baute er die Kraft, seiner Frau im Laufe des Abends die erhaltene Kündigung zu verschweigen. Am anderen Tage setzte er mit unendlicher Sorgfalt den Versuch fort, seine Handschrift zu verbessern, und wirklich, das Glück schien ihm wohl zu wollen, er wurde in das Kabinett seines Prinzipals beschieden, der eine soeben hergestellte Abschrift unterfertigen wollte. Witthoffs Hand zitterte derart, daß sie den Bogen kaum zu überreichen vermochte. Der Anwalt jedoch, innerlich vielleicht über den sichtlichen Mangel an Haltung aufgebracht, zerstörte mit dünnen Worten des armen Schreibers Hoffnungsbaum, indem er ihn daran erinnerte, daß mit Schluß der Bureaustunden sein Dienst abgelaufen sei und alsdann die Auszahlung des bewilligten Monatsgehaltes stattfinden werde.

Im Laufe des Nachmittags erschien der Rechtsanwalt in der Schreiberstube, erteilte die gewohnten kurzen Anweisungen und legte im Vorbeischreiten einige Taler, in Papier gehüllt, auf Witthoffs Pult. Dieser neigte den Kopf nur tiefer über den letzten Bogen, den er abliefern durfte. Ihm war das Herz zum Brechen schwer; nun diese Arbeit ihm abgenommen und er hinausgewiesen worden war, fühlte er sich völlig beiseitegesetzt und auf die Stufe der Unbrauchbaren hinabgestoßen. Anderweitige Beschäftigung, das wußte er wohl, würde ihm keiner geben wollen. Und doch mußte er eine zu finden suchen um jeden Preis, er wollte es sich nicht verdrießen lassen, überall vorzuspre-

chen, von neuem mit zitternden Knien wollte er treppauf treppab steigen und um Arbeit bitten. Vielleicht fände sich ein kleiner Verdienst bei mitleidigen Menschen, und bis dahin müsse es den Seinigen verschwiegen bleiben, daß der Rechtsanwalt ihn fortgeschickt habe.

Als die übrigen Schreiber bei dem Glockenschlage, der ihr Tagewerk beendete, hastig aufbrachen, sah Witthoff noch einmal in dem Raume umher, in welchem er viele Jahre gearbeitet hatte, und dessen Tür ihm nun für immer verschlossen bleiben sollte. Vor wenigen Tagen noch hatte er hier gesessen, geborgen und sicher, vergnügt, trotz schwerer Arbeit — wie glücklich war er gewesen und wie reich gegen jetzt, da er sich verlassen und verstoßen sah ohne Gnade. Doch es mußte geschieden sein. Von dem alten Gefährten, seinem Schreibpulte, nahm er Abschied wie von einem lebenden Wesen, er legte den müden Kopf darauf und ließ es geschehen, daß aus seinen Augen dicke Tropfen über das Holzwerk rannen und die Tintenspuren sowie die Schnitzversuche einer ganzen Schreibergeneration heiligten. Er schlug mit zitternder Hand ein Kreuz, das den ganzen Raum überspannte. „Gott segne dich, altes Zimmer“, sprach er zärtlich, dann wankte er still die Treppen hinunter.

Es ist schmerzlich, von einer jungen Liebe zu scheiden, aber noch schwerer fällt es, noch bitterer ist es, Abschied nehmen zu müssen von der heiligen Arbeit, welche Leben schafft und welche selber Leben bedeutet.

Nun begann für den alten Schreiber eine harte Zeit voller Enttäuschungen und Demütigungen. Am drückendsten erschien es ihm, den Seinigen die Wahrheit zu verschweigen, ihnen gegenüber eine Rolle spielen zu müssen, deren Durchführung seine Kräfte überstieg. Er benahm sich dabei so erstaunlich ungeschickt, es fiel ihm so unsäglich schwer, nicht unwillkürlich Verdacht zu erregen, daß seine Alltagsmiene häufig nur jämmerlich schlecht den Gegensatz zu bewahren wußte zwischen der inneren Angst und Unruhe, die ihn verzehrten. Täglich steckte er, wie vordem, sein Frühstück zu sich und verließ das Haus zur gewohnten Stunde; er schlug, für den Fall, daß man ihm nachgefolgt wäre, den alten Weg nach dem Bureau ein. Erst nachdem er mehrere Straßen durchschritten, wandte er sich seinem neuen Tagewerke, dem Suchen nach Arbeit, zu. Kein entlegenes Stadtviertel, kein noch so hohes Stockwerk schreckten ihn ab; wo immer eine Stelle offen erschien, meldete er sich mit einem schwachen Hoffnungsleuchten in den bekümmerten Augen, aber stets wurde er seines kränklichen Aussehens, seines Alters halber abgewiesen. Dann dankte er stillergeben und trottete weiter, ermattet, kotbespritzt, mit hängendem Kopfe, wie ein vertriebener Hund. In der Mitte des Tages, wenn die Leute Essensstunde hielten, ruhte er notgedrungen und verzehrte das mitgebrachte Brot in einem Hausflur, auf einer Treppenstufe. Hatte man ihn überall fortgewiesen, waren vielleicht seine Kräfte völlig erschöpft, so scheiterte er auf irgend einer

Bank im Stadtgarten, oder stand stundenlang vor Bilderläden und Litfaßsäulen, denn nach Hause durfte er ja, so müde er sich fühlte, vor Ablauf der Bureaustunden nicht zurückkehren. Zuweilen fragte ihn seine Frau, wie es auf der Schreibstube hergegangen, wie sich der Prinzipal befände, ob unter dem Personal eine Änderung vorgegangen sei. Dann tat der alte Mann, als ob ihn ein Hustenanfall ergriffe, oder versuchte durch hastige Zwischenrede sich der Antwort zu entheben. Wäre Frau Witthoff argwöhnischer gewesen, dann hätten ihr die ungeschickten Versuche auffallen müssen; so jedoch, stets niedergeschlagen und bekümmert, achtete sie weniger auf des Mannes Gebaren. Die Sorgen bestürmten sie zu gewaltig; ihrer weichen, ein wenig mutlosen Natur dünkten längeres Kämpfen, fernerer Widerstand unmöglich. Sie härmte sich schwer über ihren ältesten Sohn, welcher vor kurzem die ihm zugeheilte Gefängnisstrafe verbüßt hatte. Unserer Gesetzgeber hochgepriesene Weisheit kennt für Verbrechen, für Vergehen, so verschiedenartig an Gattung und Begründung dieselben auch sein mögen, neben Geldbußen nur eine Strafe — das Einsperren. Sie begeht damit eine kurzsichtige, törichte Versündigung, denn ebensogut könnte man sämtliche Krankheiten durch ein und dasselbe Mittel heilen wollen. Witthoffs Sohn gereichte das Universalmittel zum Schaden; der früher so gutartige Knabe kehrte aus der Haft als ein scheuer, verbitterter Schlingel zurück, dessen Frohsinn und Arbeitslust weggelöscht schienen. Die harte

gerichtliche Strafe hatte, weil sie in liebloser, verletzender Form verhängt worden, keine Besserung, sondern nur Verstocktheit erzielen können; zugleich schien der Junge im Gefängnisse verdächtige Bekanntschaft geschlossen zu haben. Er versäumte die Schule, trieb sich tagelang umher und kehrte zuweilen halb betrunken, nach Tabak riechend, heim. Eins der Kinder, ein zwölfjähriges Mädchen, war an schleichendem Fieber erkrankt. Ein Arzt, welchen der Hilfsprediger zum Kommen vermocht, hatte mit wenig erfreutem Gesichte einige Rezepte geschrieben und sich alsdann dauernd empfohlen; die Rezepte blieben aus guten Gründen ungefertigt in der Tischlade liegen.

Eines Abends war der Schreiber nach vergeblichen Gängen todmüde heimgekehrt; es war bitterkalt im Zimmer, denn draußen hatte sich mit Einbruch der Dämmerung der fallende Regen in große wässerige Flocken verwandelt, welche massig, senkrecht niederfielen und auf den triefenden Dächern, dem schwarzen Straßenpflaster weggeschmolzen. Frau Witthoff hatte, da keine Feuerung vorhanden war, von der Nachbarin ein Petroleumlämpchen entliehen und auf diesem gekocht; die Kinder hockten um den Tisch und betrachteten, ihre rußigen, oft genieteten Teller vor sich, mit hungrigen Augen den dampfenden Suppentopf. Die Mutter wollte Schwarzbrot aufschneiden, allein es war nur ein kleiner Rest übriggeblieben, der kaum zu einem Schnittchen für jedes Kind ausreichte, obwohl die kleine Kranke nicht mitaß, sondern still in ihrem Bette

lag. Da entsann sich Witthoff, daß er sein Frühstück vor Müdigkeit nicht zu genießen vermocht hatte; er wickelte es aus dem Zeitungsblatte und legte es auf den Tisch. „Nehmt, Kinder,“ sagte er, die Extrabissen verteilend, „der Prinzipal hat uns heute, weil es besondere Arbeit gab, ein Frühstück reichen lassen.“ Der älteste Junge fand ein hartes, freches Lachen. Die Mutter verwies ihm seine Unziemlichkeit, da lachte der Junge abermals. „Vater bindet euch etwas auf,“ sagte er dreist und höhnisch, „er war heute gar nicht auf der Schreibstube. Ich bin ihm ja zweimal begegnet. Vormittags stand er am Packhofe und nachmittags saß er in den Anlagen aus einer Bank. Ich ging dicht an ihm vorbei, er hat mich aber nicht gesehen. Na, habe ich recht?“

Der alte Mann konnte den Knaben nicht Lügen strafen, er nickte mit dem Kopfe, während die Röthe der Scham in sein abgezehrttes Gesicht trat. Die Mutter wies den Jungen zur Ruhe, aber diesmal hatte sie mit Todesschrecken erkannt, daß ihr der Schreiber ein geschehenes Unheil zu verheimlichen suche. Sie trieb die Kinder nach dem Abendessen hinaus und legte Witthoff mit bangem, trübem Blicke die Hände auf die Schulter. Es verließ ihn die Fähigkeit, seine Rolle länger durchzuführen; er bekannte alles, und lange, bis die Kinder von der Straße wiederkehrten, saßen die beiden Alten in der traurigen, dunklen Stube, die grauen Köpfe unter der Wucht des gemeinsamen Unglücks gebeugt haltend.

Und das Elend, einer trägen, stumpfsinnig brütenden Spinne gleichend, spann die schwarzen Fäden immer fester, knotete sie immer emsiger und unentwirrbarer über der armen Familie zusammen. Es fehlte am Nötigsten, und in der Schlafkammer, an deren Scheiben die Morgenstunde zarte Eisblumen hauchte, lag das kleine Mädchen, bald heftig fiebernd, bald in Apathie versunken, ein Päckchen Lumpen, das eine Puppe vorstellen sollte, im Arm haltend. Dies kleine Herz, welches in das Leben nur hineingeschaut, um es nach kurzen Jahren voller Not und Kummer wieder verlassen zu sollen, verbarg einen Überschuß von Liebe und Zärtlichkeit, den es an irgend einem geduldigen Gegenstande auszulassen suchte. Hilflos, wie es war, hatte es durch seine Einbildungskraft die zusammengedrehten Lappen belebt, und niemals wohl war die herrlichste Puppe eines reichen Kindes zärtlicher geliebt worden, als es diesem dürftigen Spielzeuge widerfuhr. Um dem kranken Lieblinge Erquickung zu verschaffen, verdoppelte Witthoff seine Anstrengungen; wohl fand er zuweilen für einen Nachmittag Beschäftigung als Handlanger bei einem Neubau, doch mochte ihn niemand auf die Dauer verwenden, weil seine Körperkräfte nicht ausreichend waren. Auch stand sein Name ja noch immer auf der schwarzen Liste der Sozialdemokraten, und wenn Arbeiter der Genossenschaft ihn erkannten, so jagten sie ihn unter Schelten und Mißhandlungen vom Platze. Wie ein Ertrinkender in einsamer, tiefer Torflache, des Todes gewärtig, die letzten

Schwimmstöße beschreibt, so kämpfte der alte Schreiber, den Untergang vor Augen, verzweiflungsvoll. Eins quälte ihn ganz besonders. Das kranke Kind hatte sehnsüchtig und rastlos nach Apfelsinen verlangt; dies war im Fieber geschehen, denn bei Bewußtsein hätte es niemals gewagt, einen so vermessenen, unerhörten Wunsch auszusprechen. Witthoff litt unsäglich angesichts der Unmöglichkeit, dieses Verlangen des kleinen gemarterten Wesens erfüllen zu können. Er wagte einen Versuch, begab sich in eine Kolonialwarenhandlung, in deren Verkaufsräumen Fässer, gefüllt mit jener Ware, aufgetürmt lagen, und bat den Besitzer, er möge ihm für ein krankes Kind zwei oder drei minderwertige, beschädigte Früchte schenken. Der Angeredete ließ sich, erstaunt, die stotternd vorgetragene, ziemlich dunkle Rede wiederholen. Als er den Sinn der Bitte erfaßt, meinte er, eine ähnliche Unverschämtheit sei ihm noch nicht vorgekommen. Daß die Leute bereits anfangen, um Delikatessen zu betteln, wolle er in die Zeitung setzen lassen, der Erfinder dieser Neuerung verdiene jedoch hinausgeworfen zu werden. Damit ergriff er den alten Mann bei den Schultern und stieß ihn auf die Straße; es war gut, daß kein Schutzmann in der Nähe weilte, um die Weiterbeförderung zu übernehmen. Witthoff ging, schamübergossen, hastig davon und sank in den Anlagen auf einer Bank zusammen. Es trat ihm plötzlich mit erschreckender Bestimmtheit vor Augen, daß die Seinen, falls kein Wunder geschähe, noch im Laufe der Woche umkommen

müßten. Vielleicht waren die Kinder jetzt schon, während seiner Abwesenheit, unterlegen; befanden sie sich doch in einem solchen Zustande der Schwäche, daß sie bereits seit Tagen sich nur ungerne von ihrem Lager erheben mochten. Ihn überkam inmitten der großen Stadt die Todesangst des Verlassenseins; er hätte aufschreien mögen nach Hilfe, wenn er nicht gefürchtet, daß man ihn auslachen oder verhaften würde. Wozu auch ertrotzen wollen, was durch stummes Bitten vielleicht erreicht werden konnte? Betteln ist freilich verboten, dachte er bei sich selbst, doch keiner kann dir verbieten, dich still hinzusetzen und den Hut neben dich zu stellen; vielleicht merkt einer der vielen, die vorübergehen, wie dir zumute ist, und schenkt dir einige Groschen. So drückte sich der alte Mann auf eine Bank nieder und stellte den Hut neben sich.

Viele Leute durchschritten die Anlagen, doch niemand kümmerte sich um den reglos Dasitzenden; ein vornehm aussehender Herr blieb einmal stehen und fingerte in einer Seitentasche nach Kupfermünzen, da er jedoch keine Pfennige fand und es ihn mühsam dünkte, seine Börse zu ziehen, ging er achselzuckend weiter. Zwei Studenten mit bunten Mützen, nach neuester Mode gekleidet, kamen Arm in Arm des Weges; sie waren trotz der frühen Tagesstunde nicht mehr nüchtern, sie plauderten lauten Tones und mit jenem Aufgebote von Superlativen, in denen die unreife Jugend sich gefällt. Einer der jungen Herren erachtete es für schneidig, den armseligen Hut des Dasitzenden

mit einem Schlage seines kurzen, einen tellergroßen Knopf aufweisenden Stockes von der Bank fort und weit in das Gebüsch zu schleudern, worauf beide laut lachend sich entfernten. Witthoff holte die alte Kopfbedeckung, deren Krempe sich durch den Schlag abgelöst hatte, zurück und nahm seinen Platz wieder ein. Vielleicht mochte sich doch im Verlaufe des Tages ein Vorübergehender erbarmen. Die Stunden flossen, ein leiser, kalter Regen begann zu fallen, aber Witthoff harrte aus, die Knie, so gut es ging, zusammenziehend, ob auch Kälte und Nässe den hageren Körper unausgesetzt erschauern ließen. Sein alter, gefärbter Rock war vom Regen durchweicht worden. In den Hals und über die knotigen Handgelenke des Dasitzenden flossen kleine Rinnsale, violette Furchen ziehend. Sein spärliches Haar klebte an den Schläfen, sein Gesicht wurde unter dem Drucke von leiblicher Not und Seelenqual immer hoffnungsloser, immer finsterer, schmerzverratender. Ein kleines Fräulein, am Arm eine Musikmappe, über der Schulter einen großen Regenschirm tragend, so daß ihr frisches, liebes Gesicht wie eingespannt erschien in dunklem Rahmen, war an Witthoff vorbeigegangen, dann, trotz des wenig einladenden Wetters, wieder umgekehrt, den Schritt verlangsamend, unschlüssig, ob sie dem Dasitzenden eine Gabe anbieten dürfe; sie fürchtete sich zudem wohl vor den leidvollen Zügen des Alten. Endlich machte sie Halt und sah Witthoff forschend an. Sie war ein reizendes Persönchen mit einem Mozartopfe und treuherzigen, blauen

Augen; der Alte lächelte, als er ihrem Blicke begegnete, schüchtern und demütig, um ihr Mut zu machen. Als sie dies Lächeln gewahrte, welches das verkümmerte Gesicht des Frostbebenden hell machte, ward sie zutraulich. „Hier, lieber Mann,“ sagte sie, indem sie ihre kleine Faust geschlossen aus der Manteltasche hervorzwängte und einige Münzen in Witthoffs aufgeweichten Hut legte, „nehmen Sie, es ist leider nur gar wenig. Aber wollen Sie nicht meine Vespersemmel dazu nehmen? Ja? Ach, das ist brav von Ihnen. Sie machen mir wirklich Freude“, plauderte sie weiter, indem sie ein ansehnlich großes in Papier verwahrtes Ding aus der Mappe zerrte. „Aber nun müssen Sie nicht länger hier sitzenbleiben, denn die Nässe ist sehr ungesund, sagt Mama, und man bekommt davon den Schnupfen. Grüß Gott, lieber Mann, ich muß jetzt in die Musikstunde.“ — Witthoff sah der rasch Davoneilenden mit unbeschreiblichem Dankesblicke nach. Er verließ seine Bank und begab sich, so rasch er es vermochte, auf den Heimweg. Jeder guten Tat wohnt ein lösender Zauber, ein Segen inne, der nur deshalb nicht immer sofort empfunden wird, weil er über das Leben hinausgeht. Der Stadtpark lag menschenleer, vom Regen gepeitscht; Witthoffs Glieder waren durchnäßt und erstarrt, im Herzen jedoch fühlte er ein Restchen von Lebenshoffnung aufglimmen, die der Blick aus den mitleidigen, blauen Augen des kleinen Fräuleins entzündet hatte. Er ging in eine Südfrüchtehandlung und kaufte für seinen Liebling drei schöne Apfelsinen, dann erklimm er

hastig, mit kurzen Atemstößen die Treppen seiner Wohnung. Das Zimmer, kalt, unwirtlich, lag im Dunkel des frühen Herbstabends; er wagte kaum nach der Schlafkammer zu schleichen, aus Furcht, er möchte daselbst die Kinder hungersschwach auf den Betten finden oder gar steif und tot, die mageren, scharfkantigen Gesichtchen vom ärmlichen Laken überdeckt. Doch war dem nicht so, es hatte sich wohl im Laufe des Tages eine Brotrinde für die Kleinen gefunden, und die Mutter mochte sie jetzt mit sich genommen haben zu einem kurzen Ausgange. Die Kammer war verödet, nur die kleine Kranke lag, den Kopf in die Kissen gedrückt, ihre Puppe im Arm, unruhig schlafend. Er mochte das Kind nicht stören und hockte sich nieder neben den kalten Ofen, zuweilen heftig aufschauend, denn Kleider zum Wechseln besaß er nicht. Nach einiger Zeit kehrte seine Frau mit den Kindern wieder; die jüngsten begehrten in weinerlichem Tone Abendbrot, worauf die Mutter ihnen mit gereizter, mutloser Stimme Schweigen anbefahl. Auch den Schreiber begrüßte sie kaum; daß er, wie immer, leere Hände habe, erschien ihr selbstverständlich. Die arme Frau begann infolge des großen Elends verzagt und unfreundlich zu werden, auch mußte sie über ihre Kräfte gearbeitet haben, denn sie stieß die Kinder, welche an ihren Rücken geklammert hingen, von sich und sank, hart atmend, erschöpft auf das Lager. Der Schreiber hatte inzwischen nach langem Umhertasten einen blechernen Leuchter gefunden und den darin geblie-

benen Lichtstumpf entzündet; er berief die Kinder um den Tisch und legte den Inhalt des ihm geschenkten Paketes den Hungrigen vor. Beim Geräusch, das die gierig Essenden verursachten, stützte sich die Frau erstaunt auf den Ellenbogen, erhob sich dann völlig und näherte sich dem Tische fragenden Blickes. „Bettelbrot,“ erklärte Witthoff mit schwachem, ergebungsvollem Lächeln, „doch es kommt von einem lieben Kinde, das Gott segnen möge.“ Dabei schob er der Frau ein Stück zu, und diese begann hungrig davon zu zehren. Auch die kleine Kranke hatte sich aufgerichtet und schaute still zu den Essenden herüber; Witthoff erhob sich hastig, mit vielverheißendem Gesichtsausdrucke ergriff er das Licht, trug es an das Bett der Kranken und ließ die runden, glänzenden Früchte gleich goldenen Kugeln über die ärmliche Decke rollen. Die Kleine starrte den ersehnten Wunderschatz sprachlos an, dann drückte sie die Puppe krampfhaft an ihr Herz, während ihr ganzer Körper lautlos, fassungslos, vor Freude zitterte. „Gelt, Liesel,“ sagte sie endlich zu der Puppe selig, wie träumend, „nun können wir gerne sterben, da wir so eine große Freude erlebt haben und so glücklich geworden sind.“ Dabei leuchtete ihr blasses, verkümmertes Gesichtchen von einer Sonnenflut übergroßer Seligkeit so seltsam, daß es wie verklärt erschien. Die Mutter hatte sich hingesetzt und hielt die groben, abgearbeiteten Hände vor das Gesicht gedrückt, Witthoff jedoch, der bisher geduldig jedes Leid, jede Entbehrung getragen, brach im Innersten

zusammen. Was keine Qual über ihn vermocht, dieses unbeschreibliche Lächeln auf dem Gesichte des abgehärmten, dem Tode nahen Kindes tat es; dieser Ausbruch einer Seligkeit, die so grausam das Elend ihrer aller verklagte, dieses Aufleuchten eines Glückes, so wie es immer hätte sein können, wie es anderen, weniger enterbten Kindern immer zuteil war, lähmte ihm das Herz im Kerne, gab ihm den letzten, spaltenden Todesschlag. Er würgte die Tränen zurück, reckte die Arme gewaltig, als wolle er noch einmal eine große Last heben, und stand auf als ein Mann, der abgeschlossen hatte, mit dem es zu Ende war. Im Nebenzimmer kamen ihm die Kinder entgegen, zeigten ihre starren Finger und verlangten, daß er Feuer anmache. Er ging auf den Gedanken begierig ein. „Gewiß, Kinder,“ vertröstete er die Bittenden, „legt euch einstweilen nur schlafen, dann mache ich ein schönes, helles Feuer, daß ihr des Nachts nicht mehr zu frieren braucht.“ Er nahm mit kräftigem Griffe einen alten Eimer und kehrte bald darauf zurück, eine Last Steinkohlen mühsam, arbeitsfreudig schlep- pend. Die Kleinen hatten sich inzwischen unter ihren zerrissenen Decken verborgen und schauten neugierig zu, wie der Vater, nachdem er einige Späne entzündet, auf die steigende Flamme Kohlen schüttete. Bald begann der Ofen zu knattern, durch seine brüchige Tür drang Glutschein, der einen schrägen roten Streifen an die Zimmerdecke malte. Zuweilen barst blitzend ein Kohlenstück, dann hüpfte ein besonders heller Streifen in das Gemach, über

die Schwelle der Schlafkammer und erleuchtete flüchtig die Gesichter der Kinder, welche auf ihren Decken und Jacken, eng aneinander geschmiegt, sich am Anblicke der Flammen labten. Bald senkten sich unter dem Einflusse der steigenden Wärme ihre Stirnen zum Schlafe, nur die dunklen, sinnenden Augen der kleinen Kranken folgten lange verständig und wach dem ruhelosen Zucken des Kohlenfeuers. Endlich schlossen auch sie sich im Schlummer. Als die Kinder tief und ruhig atmeten, zog Witthoff zwei Holzschemel dicht an den wärmestrahrenden Ofen und richtete seiner Frau einen bequemen Sitz an seiner Seite zurecht. „Vergiß die Sorgen,“ sagte er liebkosend, „und wärme dich. Sieh, wie sich der Ofen rötet, wie schön traulich es im Zimmer wird. Möchte nur der Wind nicht durch die Scheiben blasen, ich will das zerbrochene Fach verschließen.“ Er nahm eine alte Jacke, riß sie in Stücke und stopfte die Fetzen in die Öffnung; auch eine Spalte unter der Schwelle, durch welche Luft strich, verwahrte er gleichermaßen. Die Frau kämpfte mit dem Schlafe und starrte angestrengt in das Licht, er setzte sich wieder neben sie und schlang den Arm um ihren Nacken. „Was soll das, Mann“, wehrte sie schlaftrunken. „Du bist zärtlich, als wären wir noch junge Eheleute, gesund, ohne Sorgen, glücklich wie damals.“ Er antwortete nicht gleich, sondern schaufelte noch eine dicke Lage Kohlen auf die Lohe und zwängte die sich sträubenden kantigen Kloben mit Gewalt in den Schlund des bräunlich glühenden Eisenofens. „Ja,

damals war das Leben schön,“ erwiderte er endlich, seine Wange leise an die ihre drückend und die Lippen dicht zu ihrem Ohr neigend; „damals warst auch du schön, und ich war verliebt in dich, so recht über die Maßen. Und weißt du noch, wie hoch es auf unserer Hochzeit herging? Du hattest dir gewünscht, daß sie auf dem Lande gefeiert werde. Es war in der Pfingstwoche, und die guten Wirtsleute hatten uns sowie den Gästen alle Ehre angetan. Sie hatten eine Pforte aus Kalmus und Birkenzweigen gebaut, durch welche wir zur Kirche zogen, und im Speisesaal hingen Laubgewinde über der Tür und von den Wänden herab.“

„Ja, es war schön, wunderschön!“ murmelte die Frau, indem sie mit einem halben verschämten Lächeln im kummervollen Gesichte den Kopf auf Witthoffs Schulter zum Schlafen zurechtrückte. „Und wie lange dauerte das Essen!“ erzählte er halblaut weiter. „Reden wurden gehalten, sie ließen dich hochleben, sogar der Herr Pfarrer trank auf unser Wohl. Und nach Tische, während sie Kegel schoben, gingen wir durch den Garten in den Wald hinein, zum ersten Male als Mann und Frau; du warst aber so scheu und verschämt, als sei ich ein Fremder. Der Weg führte zum Flusse hinab, und wir setzten uns ins Gras, Schulter an Schulter wie heute“ — seine Stimme wurde immer leiser, die Atemzüge der schlaftrunkenen Frau immer stiller und tiefer — „die Sonne ging über dem glitzernden Flusse unter, die Vögel jubelten laut durcheinander, und die ganze Welt war voll roten Lichtes ...“

Auch das Stübchen starrte von Licht, es brach rot und zuckend aus dem schnarchenden Ofen, welcher brütende, erdrückende Hitze ausströmte. Witthoff streckte leise die Hand aus und drehte die Klappe herum, einmal, noch einmal, fest —

Er erwachte durch einen eisigen Lufthauch, der über ihn hinstrich; seine Schläfen hämmerten, seine Lungen keuchten. Die Frau, kräftiger als er, hatte den lähmenden Bann der Erstickung abgeschüttelt und das Fenster aufgerissen. Durch die Öffnung wirbelte der betäubende, widerliche Steinkohlendampf davon, ein Strom kalter Nachtluft zog herein. Sie stand schwer atmend und sah ihn entsetzt, mit abwehrenden, verneinenden Augen an. Sie deutete mit drohender, harter Gebärde nach dem Schlafraume, er gehorchte und schleppte sich mit versagenden Gliedmaßen zu seinem Strohsacke. Als er lag, schlich sie an seine Seite, wischte den Schweiß, den Erstickungsnot und Übelbefinden ihm ausgepreßt, von seiner Stirn. „Die Kinder sollen nicht sterben, hörst du ... ich will es nicht“, stöhnte sie zu Tode elend, mit einer Ohnmacht kämpfend. „Wir müssen aushalten, müssen die Leute zwingen, uns zu helfen. Es wird schon einmal besser werden. Mut, Gottvertrauen, ja ... und auch der Postbote könnte kommen mit einem Lotteriegewinn ... nein, vielleicht gar die schöne Frau Gräfin selber, wenn der Armenball gewesen ist ... ja, viel Geld bringt gewiß solch ein Armenball, viel Geld, viel Gutes, viel ...“

Ihre Gedanken verwirrten sich, doch war es nur für wenige Augenblicke. Er hatte trotz seiner Erschöpfung eines ihrer Worte gierig aufgegriffen. „Ja,“ wiederholte er nun bei sich selbst wie tröstend, mit Kopfnicken, „die Leute müssen gezwungen werden, zu helfen ... gezwungen werden! Und die Kinder müssen leben bleiben, damit sie schön wachsen und ordentliche, brave Leute werden. Auch du mußt leben für die Kinder, mein armes, liebes Weib.“

Noch traute sie seiner Rede nicht. Mühsam zerrte sie aus dem Bettrahmen eine Matratze, stieß diese bis zur Schwelle; dann legte sie sich ausstreckend darauf, den Leib zum Schutze zwischen ihre Kinder und den glutgeborstenen verqualmenden Ofen.

Jener Nacht folgte ein kalter, trüber Morgen. Der Herbstnebel lagerte dichter als je über dem Häusermeer, die Menschen liefen unter der Nässe eilend ihres Weges, unwillig hastend in harter Lebensfrone. Auf der Brücke, welche sich über den breiten, trägfließenden Stromarm schob, war der Verkehr geringer als in den benachbarten Straßen. In einem Augenblicke, da der Wind heftiger gegen die schützenden Schirme der Fußgänger wuchtete und die schwarze Fläche des Flusses zu kleinen Wirbeln aufkräuselte, geschah es, daß ein Mann auf das Brückengeländer einen steinbeschwerten Zettel legte und alsdann, nachdem er die Schutzwehr mühsam überklettert, kopfüber und plattschend im Strome versank. Einige der Vorübergehenden blieben stehen und schwenkten mit Schreckensrufen ihre

Schirme, andere stürzten an das Geländer und bekleideten bald in rasch anwachsender dunkler Masse Brücke und Kaimauer in deren voller Länge. Ein Rettungsball, sofort hinabgeschleudert, trieb schaukelnd, träge stromabwärts, ein paar Männer lösten den Nachen von einem dort ankernden Obstkahn und begannen ihre Suche; der Verunglückte kam jedoch nicht wieder zur Oberfläche. Erst eine Stunde später zogen die Haken ein schwarzes, durchweichtes Etwas ins Boot, das eher einem triefenden, armseligen Kleiderbündel glich als einem menschlichen Körper. Ein Schutzmann hatte beim Beginn des Auflaufes den steinbeschwerten Zettel sofort mit Beschlag belegt; er übergab ihn auf der Polizeiwache, unter gleichzeitiger Meldung des Vorfalles, seinem Vorgesetzten. Der Zettel, aus einem Viertelbogen weißen Konzeptpapiers bestehend, enthielt in etwas steter, zitteriger Schönschrift folgende Zeilen:

„Liebe Mitmenschen, ich habe viele Kinder, und keiner gibt mir Arbeit, denn keiner will glauben, wie schlecht es uns geht. Ich bliebe wohl gerne am Leben, doch ich bin alt und schwach. Nun springe ich ins Wasser, damit ihr seht, wie groß die Not ist. Erbarmet euch meiner Frau und Kinder, helft ihnen und verzeiht mir. Witthoff.“

Der Beamte fand unwillkürlich und halblaut eine Äußerung des Mitleids. „Ich will hoffen,“ fragte er gleich darauf scharf den Schutzmann, „daß den Zettel niemand gelesen hat?“ Und als der Beamte verneinte, fügte er hinzu. „Der Zettel bleibt hier und wird dem Berichte selbstredend nicht

beigegeben. Erhielte ein Zeitungsschreiber davon Kenntnis, so gäbe es die schönsten Rührartikel für die freisinnigen Blätter. Das könnte von oben herab übel vermerkt werden, denn die Welt ist voll von Unzufriedenen und Nörglern, deren liebste Aufgabe darin besteht, unserer hochlöblichen Regierung das Leben sauer zu machen.“

Als Frau Witthoff tränenden Auges, von ihren Kindern umgeben, am Fuße der Treppe stand, über welche die Träger unwirsch und mit Mühe den schmalen Tannensarg des Schreibers hinunterbefördert hatten, umfing sie ein unterdrücktes Stimmgebräuse, ein Gafferschwarm staute sich in der Straße, gleich einer Heeresmasse aufmarschiert, standen dichte Scharen unbekannter Männer. Sie wiesen die verschiedenartigsten Kleidungen auf, alle jedoch trugen eine rotfarbige Strohblume im Knopfloch. Als der Zug sich in Bewegung setzte, schwenkten sie nach einem mit scharfer Stimme gerufenen Kommandoworte gliederweise ein und reihten sich den Leidtragenden an, dem Zuge ihr stummes, trotziges Massengeleit aufzwingend. Frau Witthoff, welche schmerzbetäubt mit ihren Kindern hinter dem Leichenwagen herwankte, ahnte nicht, daß jenes Aufsehen erregende Gefolge aus der Hauptmacht derselben Sozialdemokraten bestand, welche ihren Mann einst unbarmherzig zugrunde gerichtet hatten und nun, gleichsam als ob der Dahingeschiedene ihrer Partei angehört, gekommen waren, um das tragische Ende desselben zu einer Demonstration für ihre Zwecke auszunützen. Der Zug schwoll mehr

und mehr an. Ernst blickte der Hilfsprediger auf die nachdrängende Masse, deren Haltung ungeordnet und lärmend zu werden verhiess. Das Erscheinen des jungen Geistlichen bekundete einen Akt der Selbständigkeit, ja, eine Tat des Mutes, denn seine Vorgesetzten hatten sich einhellig geweigert, einem Selbstmörder kirchliche Bestattung zu gewähren. Dem jungen Amtsbruder war auf sehr vernehmliche Weise bedeutet worden, daß er um des Prinzips willen seine Meinung unterzuordnen und jede Vornahme einer amtlichen Handlung zu unterlassen habe. Den Hilfsprediger jedoch hatte Menschenfurcht nicht beirrt; sein Gewissen gebot ihm, dem Armen, dessen Not er gekannt, dessen Leben durchtränkt gewesen war von Bitternis, Elend und Schmach jeglicher Art, bei seinem Hinweggehen von der Erde eine letzte Liebestat nicht zu verweigern. Aber mit Schmerz und Empörung erfüllte es ihn, daß die Bahre des Dulders in gleisnerischer Anteilnahme von Pharisäern umdrängt stand, daß die Bestattung eines Armen, der im Laufe seiner verkümmerten Existenz ängstlich allem öffentlichen Hader aus dem Wege gewichen war, mißbraucht wurde zur Veranstaltung einer Komödie, welche jeden Augenblick in tobenden Zusammenstoß ausarten konnte. Er faltete, nach Sammlung strebend, still die Hände. Vor ihm, das Grab umringend, in dessen schwarzen mit Brettern belegten Spalt der dürftige Sarg hinabgelassen wurde, drängte sich die Menschenmasse, stemmend und stoßend, bedenklich aufgeschichtet, aus dem dunklen Knäuel

blitzten die Helme zahlreicher Polizeimannschaften, über den zögernd und unwillig entblößten Häuptern stieg der Dampf schlecht verborgener Zigarren schwelend empor. Der Geistliche richtete die Augen gen Himmel, und während ein herbstlicher Sonnenstrahl die nassen Schollen vergoldete, sprach er über das Gewühl der Menschen, über die zertretenen Gräberreihen des Vorstadtsriedhofes hin kurze Worte ewiger Liebe. Er ließ drei Hand voll Erde auf den Sargdeckel fallen und trat vom Grabe zurück. An seine Stelle schwang sich auf den Haufen ausgehobener Erde ein untersetzter rotbärtiger Mann, bleich vor Erregung, mit funkelnden Augen. Seine Hand, den breiten Schlapphut umspannend, zeichnete eine pathetische Rednergeste über die zusammengescharten Häupterreihen, dann erhob er seine Stimme: „Brüder! Mitbürger! Parteigenossen ...“ Er konnte nicht fortfahren. Zwei Schutzleute warfen sich ihm auf den Leib, umklammerten seine Arme und zogen ihn von dem Erdhaufen hinab; als die Umstehenden in Johlen und Pfeifen ausbrachen, trieb die Polizei, wie auf Kommando sich zu einer Linie zusammenschließend, die Menge rücksichtslos den Ausgängen zu. Es entstand ein wildes Verschieben; über zusammengetretene Grabhügel, über knickende Lattenzäune fluteten die Menschenmassen fluchend und schreiend rückwärts. Wohl versuchten einzelne Gruppen, sich festzusetzen und Widerstand zu leisten, allein sie wurden vom Anprall der Fliehenden aufgerollt und auseinandergerissen; zudem verbreitete sich

die Nachricht, daß ein starkes Aufgebot berittener Schutzleute vor den Pforten des Friedhofes stände. Lärmend, wie nach einer Schlacht, räumten die Massen das Feld und traten den Rückweg an, langsam aufgelöst, gelichtet, von den Biergärten und Vorstadtlokalen eingesogen. Unter den Nachzüglern schritt der Hilfsprediger, ihm hatte sich zur langen Wanderung nach der Vorstadt ein Polizeihauptmann des Bezirks, welchem der Verstorbene angehörte, als Begleiter beigesellt. Der Offizier sprach seine Befriedigung darüber aus, daß die beabsichtigte Kundgebung dank energischen Einschreitens im Anfange unterdrückt worden sei. Er ereiferte sich über den aufrührerischen Geist, die Zuchtlosigkeit der Massen, erklärte, daß er es nicht begreife, wie sich im Schoße einer geordneten, mit vortrefflicher Militärmacht begabten Monarchie eine Partei habe entwickeln können, welche den Umsturz jeglicher Autorität bezwecke. Glücklicherweise habe es damit gute Wege, er wünsche sich, um dieses beweisen zu können, nur vier Wochen lang Kommandant der Residenz sein zu dürfen. Übrigens würde es für ihn von Wert sein, die Ansicht des Predigers über den Stand derjenigen Dinge zu vernehmen, welche Schuld daran trügen, daß auf der Oberfläche eines geordneten Staatswesens so trübe Blasen emporzusteigen begännen.

„Ich kann mich sehr kurz fassen,“ erwiderte der Befragte, „möglicherweise jedoch werden unsere Ansichten nicht die gleichen sein. Wir befinden uns auf einer schiefen Ebene,

das sagt uns nicht nur unser Gewissen, das predigt nicht nur die allgemeine Unruhe und Unzufriedenheit, sondern das offenbart sich in den deutlichsten Zeichen jedem, der nicht ein wollend Blinder ist. Wer müßte nicht das hastvolle Anwachsen von Großhandel und Fabrikwesen, die Abkehr des Landvolkes von der Scholle, den Zug in die Großstädte nebst allen Folgezuständen von Verarmung, von sittlicher Entwertung als schwere Gefahr bezeichnen? Wer empfände nicht schmerzlich die große Unrast unserer Tage, die Unbehaglichkeit aller Verhältnisse, die Verbitterung im gegenseitigen Verkehr, das Abweichen von Grundsätzen und festen Überlieferungen, den Mangel an Rechtlichkeit und Vertrauen auf fast allen Gebieten? Unter diesen verhängnisvollen Einflüssen ist eine Jugend herangewachsen, in welcher ein böser Geist seinen Ausbruch vorzubereiten scheint. Nicht allein daß Selbstsucht und Materialismus sie bis zum Marke durchsetzt haben, sucht sie ihre Ehre in der Verhöhnung alles dessen, was früheren Geschlechtern heilig war. Sie kennt weder Gottesfurcht noch Respekt vor dem Alter und den Frauen, sie hat keine Ritterlichkeit mehr und keine Ideale, ihre einzigen treibenden Faktoren sind Strebertum und Stellenerwerb. Das Hasten nach mühelosem, großem Gewinn hat die bürgerliche Ehre weitester Kreise rissig gemacht; im Beamtentume, im Offiziersstande sogar beginnen die alten Traditionen von Pflichterfüllung und Ehrenhaftigkeit brüchig zu werden. Wir leben inmitten eines abwärts gehenden Geschlechtes,

das Sünde für Scherz hält und Vergeltung für eine Fabel. Als dem großen Traume der Wiedergeburt und Einigung Erfüllung geworden, als der große, heiß ersehnte Bund aller deutschen Staaten zur Vollendung gebracht war, da ist unser Volk fortgestürmt im Siegesjubel, im Vollbewußtsein seiner Kraft und seiner Errungenschaften, ohne Einkehr zu halten, ohne den inneren Bund mit Gott zu erneuern. Wir haben geglaubt, daß nach dem glänzenden äußeren Siege jedweder Kampf, jedwede innere Anstrengung zu Ende sei. Wir haben keinen *ver sacrum* gefeiert, wir unterließen es, ein großes, stilles Dankopfer zu bringen. Wir arbeiteten rastlos weiter, allmählich jedoch wich das Gefühl eines glücklichen, befriedigten Daseins von unserem Herde. Dem deutschen Volke beginnt der Segen Gottes zu fehlen. Möchte der neue Vernichtungskrieg, dem trotz allen Friedenswillens wir entgegentreiben, uns nicht auf schreckliche Weise lehren, daß es schlecht bestellt ist um Streiterscharen, von denen Gott seine Hand abgezogen hat.“

„Und welchen Weg müßten wir einschlagen, um der Vernichtung zu entgehen?“ fragte der Polizeihauptmann mit hartem Lachen. „Denn nichts Geringeres als Vernichtung und Ausrottung sind Sie ja so freundlich uns in Bälde zu prophezeien.“

„Es müßte“, sagte der Prediger ernst, „ein tiefes Atemholen in Ewigkeitsluft über unser Volk kommen, eine starke Rückkehr zu Gott. Zur Zeit der Freiheitskriege, als

es galt, das Joch eines übermütigen, verhaßten Eroberers abzuwerfen, da flammte eine ähnliche Bewegung durch alle Herzen. Sie äußerte sich im Opferdrange. Tausende brachten ihr Leben dar, abermals Tausende ihr Gut. Die Reichen gaben ihren Schmuck hin, ihr Tafelgeschirr. Das alte Bauernweiblein streifte den dünnen Trauring von ihrer Zitterhand. Andere, die nichts besaßen, boten den Behörden ihre Arme zu entgeltlosem Frondienste. Alle aber lernten beten, alle suchten die Wiedervereinigung mit Gott. Heute stehen nicht nur an unseren Grenzen wachsame Feinde Gewehr bei Fuß, sondern innerlich drohen uns die schlimmsten Gefahren, inwendig sind wir nicht mehr vollwertige Freiheitsmenschen. Im eigenen Hause sind wir auf schlüpfriger Bahn ein gutes Stück hinuntergeglitten. Und sittlicher Verfall innerhalb der Familie schädigt unter allen Umständen die gesamte nationale Widerstandsfähigkeit. Von der schiefen Ebene vermögen wir uns nur durch Selbsterkenntnis zurückzuarbeiten; das deutsche Volk muß sich einigen in einer gewaltigen, anhaltenden Aufwärtsbewegung zu Gott auf allen Gebieten und in allen Schichten. Dies hieße alles Übel in den Grundfesten angreifen, hieße von Grund auf alle Notstände erschüttern, die uns bezwingen und bedrücken.“

„So halten Sie für die Ursache aller Mängel, daß wir Gott den Dankeszehnten schuldig geblieben sind“, meinte der Beamte finster. „Und die Abtragung jener Schuld müßte zur Folge haben, daß alle Weltübel, Verbrechertum und

Sozialdemokratie mit eingerechnet, sich in Güte auflösen und ganz von selbst verschwänden? Mein lieber Herr, ich bin ein alter Soldat, der sich im praktischen Dienste bewährt hat, und den unser allergnädigster Kaiser dafür zu dekorieren geruhte. Verzeihen Sie demnach, wenn ich Anschauungen und Belehrungen so — kindlicher Art zurückweisen muß.“

Der Geistliche lächelte schwach. „Jene Ansichten, Herr Hauptmann, entspringen nicht meinem eigenen unzulänglichen Denkvermögen. Sie sind aus dem tiefen Erkenntnisborne Carlyles geschöpft und geben ein Urteil wieder, welches der große Denker über uns Deutsche gefällt. Auch ihn hat unser greiser verewigter Kaiser Wilhelm gekannt, geliebt und mit Ehren überschüttet.“

„Unser junger Kaiser aber liebt es nicht, daß man Mißstände aufdeckt und aufrührt, wenn man kein Mittel anzugeben weiß, um sie auf praktische Weise abzustellen. Daß die Auslassungen Ihres Herrn Carlyle zu praktischer Durchführung geeignet seien, werden Sie wohl selbst nicht behaupten wollen.“

„Ein junger Kaiser“, sprach der Prediger, „müßte sich darein finden, die Vorstellung absoluter Cäsarengewalt in Einklang zu bringen mit dem heutigen Selbstbewußtsein der Völker, müßte lernen, jede Versuchung zu gewaltsamer Betätigung des persönlichen Willens vor allen anderen Dingen zu zerschmettern. Das Volk ehrt Tatendrang wie arbeitsame Fürsorge seines angestammten Herrschers,

allein es will sein gutes Recht der Mitarbeiterschaft am eigenen Schicksale nicht verkümmert wissen. Vermag ein Kaiser sein Herrscherbewußtsein aus diesen Grundton der Volksmeinung zu summen, so wird er mit diesem Volke alles erreichen, wird es sogar zur Selbstverleugnung, zum Aufgeben nationaler Untugenden führen, wird ihm selbst jenen notwendigen, gewaltigen Aufschwung zur Bekämpfung des schlimmsten Feindes mitteilen können, welcher im Innersten jeder Nation lauert, ihr Geschick bestimmt und sich ‚Schuld‘ nennt. An praktischen Einrichtungen werktätiger Liebe fehlt es ja, dem Himmel sei Dank, keineswegs; dennoch ist der Staat weit entfernt davon, seine Schuldigkeit in vollem Maße zu tun. Beispielsweise erfüllt er sie auf den Gebieten des Schutzes gegen Verarmung und jenen der Armenpflege, in der Frage der Trunksuchtsbekämpfung sowie jener der Sonntagsheiligung ganz entschieden nicht. Der Staat leistet Vollendetes in administrativen Haarspaltereien, in der Ausnützung seiner Beamten, im Unterdrücken und Beschneiden originaler Bestrebungen, er ist groß im Bestrafen und Bevormunden, allein sehr schwach, wenn es gilt, Kinder, Frauen und Greise zu schützen, oder seinen eigenen abgearbeiteten Dienern eine menschenwürdige Pension auszusetzen. Es fehlt an allen Ecken und Enden, davon könnte die Lebensgeschichte des Armen, den wir heute begraben, trauriges Zeugnis ablegen. Solange es innerhalb eines Staatswesens vorkommen kann, daß ein arbeitsamer, um sein Leben rechtschaffen

ringender Familienvater Hungers stirbt, so lange ist eben jenes Staatswesen in seinen inneren Einrichtungen mangelhaft. Kaiser und Staat allein vermögen freilich die große Schwenkung, die gewaltige Steuerwendung nicht auszuführen, unser gesamtes Volk muß zur Besinnung gelangen und mit Entschiedenheit in die Bahn einer christlicheren, rechtschaffenden Lebensauffassung einlenken. Wir müssen dem Heilande, dem wir den Stuhl vor die Tür gestellt, wieder einen Platz an unserer Herde, in unserer Familie einräumen. Die sozialdemokratischen Führer trifft der schwere Vorwurf, daß sie wissentlich das Volk belogen, daß sie lediglich im Interesse ihrer Zwecke die Wissenschaft ausgeschlachtet und die verschiedenen philosophischen Systeme, von denen sie wußten, daß dieselben auf Verneinung beruhen und auf Zersetzung hinauslaufen, in Form populärer Darstellungen der großen Masse mundgerecht gemacht haben. Sie taten dies unversteckt und unverhohlen, um Unzufriedenheit zu verbreiten, und um aus dem Herzen der Leute das unbequeme Christentum hinauszubringen. Es war ihnen genau bewußt, daß ihre populäre Groschenweisheit bei den Ungebildeten einen Zustand grauenhafter Verwirrung der Gemüter anrichten und der Verbreitung ihrer eigenen Lehre dadurch förderlich sein würde. Es gilt demnach, der sozialdemokratischen Bildung, welche eine Halbbildung in der verderblichsten Bedeutung ist, mit verdoppelter Kraft entgegenzutreten, und zu diesem Behufe müssen des Christentums Heilswahrheiten

in die Herzen der Jugend liebevoll, sorgsam eingesenkt und nicht bloß rein verstandesmäßig gelehrt werden. Der christliche Geist allein bringt andere, gute, helfende Geister mit sich, er allein vermag die große Opferstimmung zu zeitigen, durch welche ein Volk innerlich erhalten und erneuert wird, er allein kann es erreichen, daß wir den Trieb zu gegenseitiger Beherrschung und Ausnützung in Wohlwollen und Dienelust verwandelt sehen. Er allein kann es schaffen, daß die Besitzenden sich der Enterbten annehmen, daß die Regierenden den Regierten Opfer bringen durch Aufgeben verzopfter Institutionen, verletzender Formen und Privilegien, damit mehr Liebe in den gegenseitigen Verkehr gebracht, sowie die schroffen Unterschiede der verschiedenen Lebensstellungen gemildert werden. Und wie es wahr bleibt, daß jede Tat auf dem Gebiete der Nächstenliebe eine Summe von Bösem verhütet, eine Anzahl polizeilicher Maßregeln erspart, ebenso gewiß ist es, daß endgültig nur werktätige Liebe die Sozialdemokratie und unsere anderweitigen inneren Feinde zu entwaffnen vermag.“

„Sie irren gänzlich, verehrter Herr“, erwiderte der Beamte. „Hiebe verdient die Bande, nichts als Hiebe. Und bis sie gelernt hätte, sich zu ducken, müßte der Staat auf allen Gebieten soldatische Einrichtung erhalten.“

Der Hilfsprediger sah, daß er seinen Begleiter überschätzt hatte, und brach das Gespräch ab. Die beiden Männer schritten schweigsam der Stadt entgegen. An einem

Lattenzaune standen junge Leute, welche vom Kirchhofe verjagt worden waren, in lautem Wortwechsel. Als sie die Uniform des Polizeioffiziers gewahrten, entfernten sie sich hastig; ihr lautes, mit Zoten und höhnischen Bemerkungen durchsetztes Gespräch tönte lange noch deutlich durch die klare Herbstluft herüber. Einer von ihnen blieb beim Anblick des Predigers unwillkürlich stehen und langte an seine Mütze. Es war ein hoch aufgeschossener Junge, eine dürftige schwarze Kleidung tragend, welche stückweise zusammengeborgt sein mußte; sein hageres Kinn trug den Anflug eines verfrühten, vorzeitigen Bartwuchses, während das Gesicht bereits abgelebt und schlaff erschien. „Witthoffs Ältester“, erklärte der Prediger mit einer Handbewegung zum Hauptmann gewendet. Der blieb einen Augenblick stehen. „Es war ja recht schade um deinen Vater“, sagte er zu dem seitwärts auf die Erde stierenden Burschen. Dann schlug er ihm kräftig auf die Schulter. „Na, mein Junge,“ fügte er im Brusttone angenommener Biederkeit hinzu, „jetzt sag mir mal, was willst du werden?“

Der Bursche schlug die Augen auf und sah dem Beamten starr ins Gesicht. Dann antwortete er mit heiserer Stimme, jede Silbe langsam betonend: „Sozialdemokrat“.

Der Polizeihauptmann kehrte ihm den Rücken, faßte, zum Prediger gewandt, mit kurzem Gruße an den Helm und schritt seitwärts, einen Richtweg einschlagend. Die Menge hatte sich zerstreut, die Felder lagen abgeerntet, einsam; auf den kahlen Wiesen ließen Knaben ihre Drachen

steigen, durch den feinen Herbstnebel schollen Trommelwirbel und Signale übender Hornisten. Verschwommen ragte rotes Mauerwerk empor, schweigend lagen dort in Eintracht Kasernen, Zellengefängnisse, Irrenhäuser, Friedhöfe; weiterhin Arbeiterviertel, die übervölkerten, kaum vollendeten Backsteinbauten über die Felder breitend, geradlinig, einförmig vormarschierend, die nährenden Äcker zurückdrängend, erobernd, überziehend mit den anwachsenden Wohnstätten segenlosen Proletariertums. Aus einer Bank von Rauch und Nebel endlich ragende Schlote, schwarze Türme, Dächergewirr und funkelnde Kuppeln, fernerhin ein endloses, tiefes Brausen, nie gestillt, wie das unablässige Schmerzgestöhn eines Ungeheuers. Der Hilfsprediger schritt, nachdem er kurze Rast gehalten, muterfüllt vorwärts, seine Augen ruhten fast zärtlich auf der finstern Rauchsicht, die sein Arbeitsfeld verhüllte. Über den Schauplatz des bitteren, großen, heiligen Lebenskampfes, über die Stadt mit ihrem Wuste von Schuld und Elend beschrieb er hoffnungsleuchtenden Auges mit siegesfester Hand das Kreuzeszeichen.